# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

r. 12 Leipzig, den 25. März 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

**Inhalt:** Davids Sohn und Davids Herr — Thomas Carlyle. Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts: 3—4 — rzensergüsse eines Theologen: 3. Der Kultus (Schluß) — Der Privatier — Piccolo Mondo Antico. Von Antonio Fogazzaro Verschiedenes: Die Unsterblichkeit im Lichte der modernen Wissenschaft; Das Evangelium der Armen; Ausgewählte biblische Erzählungen Bilder aus dem Alten und Neuen Testament; Karl Holsten; Friedrich Oehninger; Der letzte Mönch von Rastenberg; Der christliche Orient; Zeit; Die Redaktion der Dünazeitung; Redaktionelles — Quittung — Anzeigen

## Davids Sohn und Davids Herr

Mark. 12, 35—38

Melanchthon hat uns ein schönes Wort hinterlassen: Christum ennen, das ist seine Wohlthaten erkennen. Wenn doch dieses ort weiter in das Leben des Glaubens und die Wissenschaft ihm hineinreichte! Nicht eine Sache des Verstandes ist die enntnis Jesu, sondern eine Sache des Herzens, wo das ohl und Wehe empfunden wird. Nicht mit zugespitzten Formeln die Predigt kommen, sondern sie soll durch Verkündigung su und des Gottessegens in Ihm versuchen, ob nicht die Anpfung zum Glauben in dem Menschen ist. Die Annahme r Ablehnung Jesu als des Herrn hängt davon ab, ob seine scheinung und das Ergebnis seines Lebens als eine Wohlt angesehen wird oder nicht. Darum sieht man an der ellung zu Jesu, was einer hochschätzt oder was in ihm ist. e die Menschen an Ihn glauben können, müssen sie als Wohlt und Segen achten lernen, was er bringt. Christum ernen, ist seine Wohlthaten erkennen.

Worin bestehen denn seine Wohlthaten? Freiheit und rrlichkeit nehmen wir aus seiner Hand. Er macht uns frei n Sünde und Schuld, von Weltdienst und Todesangst; darum nnen wir ihn Erlöser. Er macht uns reich an der Herrlicht der Kinder Gottes, indem er uns füllt mit Zutrauen zu ott, Liebe und Frieden; darum nennen wir ihn Seligmacher. em einen giebt er diese Gaben in die sehnsüchtig ausgestreckten nde, daß die verschmachtenden Augen aufleuchten in freudigem ank, dem andern muß er erst die Augen für seine Gaben fnen, damit die Hände darnach greifen können. Wenn wir es er haben, wissen wir, was wir besitzen. Freiheit und Herrchkeit der Kinder Gottes — was ist dagegen alles, was die elbstsucht und das Fleisch sättigen kann?

Aber nicht alle haben Augen zu sehen und Hände zu eifen. Was liegt mir an Erlösung von Sünde und Schuld, as am Frieden im Zutrauen zu dem gnädigen Gotte: das he ich nicht und schmecke ich nicht. Ist nicht dies Andre viel ehr wert: es soll mir niemand etwas zu sagen haben, und Lust und Ueppigkeit will ich sein mein Leben lang? Das Freiheit und Herrlichkeit. Was ist dagegen das, wovon Christus richt? Einbildung und leerer Schall. Wie kann der befreien, m man die Hände ans Kreuz genagelt hat, wie kann der rrlich machen, der in Schmach und Schande gestorben ist? em natürlichen Menschen bleibt die Gabe Christi ein Widernn, darum muß ihm auch sein Geschick ein Widersinn bleiben.

Das ist ein alter Gegensatz. So war es schon, als Christus ine Frage that nach dem Verhältnis zwischen David und dem essias. David, der König der Vorzeit, aber erst recht David, er ersehnte Retter der Zukunft, ließ alle Herzen in Israel öher schlagen. Was der eine hatte, das sollte der andre ringen, nur noch umfassender und herrlicher. Er wird das eich frei und herrlich machen, nach dem Vorbild des Reiches Davids. Nur von Davids Geschlecht kann der sein, auf den Israel harrt. Das Bild der Vergangenheit ward der Traum der Hoffnung. Darnach maßen sie, was sie als Wohlthat ersehnten, darnach richtete sich ihre Stellung zu Jesu. Was lag ihnen an Erlösung und Vergebung der Sünden, was an der Gabe des Geistes, ihre irdischen Wünsche lagen wie eine Decke über ihren Augen. Der Gipfel des Widersinns war ihnen, daß einer der Messias sein wollte, der einigen Menschen ihre Sünden vergab, ein paar Kranke gesund machte und einen oder den andern Zöllner auf bessere Wege brachte. Was ist das gegen Davids Herrlichkeit?

Darin aber sah Jesus die Vollendung des von Gott in seinem Volke Begonnenen. Gott ist daran, einen neuen Bund zu machen mit seinem Volk, darin er ihnen die Sünden vergiebt und den heiligen Geist schenkt. Das ist Erlösung und Vollendung, und der es bringt, das ist der Messias. Was war dagegen David und sein Reich? Was hatte das überhaupt mit David zu thun? Stand er nicht hoch über ihm, daß er nicht zu David als seinem Vater, sondern David zu ihm als seinem Herrn emporsehen mußte, wie es schon in dem alten Psalm zu lesen war? Indem er sich über David und seine Herrlichkeit, über Davids Reich erhob, schwand dem messiasgläubigen Volke das Ziel seines Wünschens und Hoffens. Sie fühlten, daß er etwas Luftiges und Ungreifbares an die Stelle setzte, wo sie ganz greifbare Dinge zu suchen gewöhnt waren. Mag auch nach Markus das Volk seiner Dialektik gern zugehört haben, die den Schriftgelehrten Verlegenheit bereitete, in Wirklichkeit raubte er ihnen doch ihr Teuerstes, ihren Messiasglauben und ihre Hoffnung. Sein Widerspruch gegen ihr Zukunftsideal machte ihren Widerspruch gegen ihn wach, der doppelt hervorbrach am Tage seiner Verurteilung, nachdem er mit seinem Einzug einen flüchtigen Frühling messianischer Begeisterung erweckt hatte, wie der Bach doppelt stark zu Thale braust, wenn er eine Weile aufgehalten worden ist. Die Antwort auf seine Frage nach dem Messias gab ihm das Volk mit seinem Kreuzige, Kreuzige, das die enttäuschte Hoffnung so bitter hervorstieß. Aber zugleich haben sie geholfen ihn zu erhöhen auf den Thron seines Vaters im Himmel, wo er lebt und regiert und seine Feinde zu seinen Füßen legt. Sie haben geholfen die Paradoxie, daran sie sich stießen, daß ein armer Zimmermannssohn der Heiland sein wollte, noch widersinniger zu machen, indem ein als Verbrecher Gekreuzigter, um dessen Kleider seine Henker losten, der Welt Herr und Heiland wurde.

Das ist die größte Paradoxie der Menschheit. Aber wem seine Gaben keine Paradoxie sind, der hört auch auf, die Art, wie er sie erworben hat, widersinnig zu nennen. Beides hängt eng zusammen. Am Kreuze ist er selbst, wenn auch noch so gebunden an Händen und Füßen, frei, freier als seine Richter und Häscher, die Haß und Roheit bindet. Er ist frei im Gehorsam gegen seinen Vater und in der Liebe zu seinen Brüdern. Todesangst und Hoffnungslosigkeit haben keine Gewalt mehr

über ihn. Und wer die größte Herrlichkeit nicht in den Dingen, die Natur und Menschenhand gemacht, sondern in dem hohen Sinn eines Menschen sieht, der kann die volle Harmonie seines Willens mit Gottes Willen, der kann die gänzliche Ueberwindung von Fleisch und Blut durch die Macht des Glaubens und der Liebe und die völlige Uebereinstimmung mit sich selbst unter allen Kontrasten nicht anders nennen als die Herrlichkeit der Herrlichkeit.

Und wenn wir uns mit einem für solche Größe und Schönheit empfänglichen Gemüt dahinein versenken, dann kann er uns auch solche Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes zu teil werden lassen. Geben wir uns ihm hin, dann legt er uns die Welt zu Füßen und macht uns reich in Gott. Erst nach Empfang dieser Wohlthaten erkennen wir, daß es mit Jesu gar nicht anders kommen konnte, als wie es kam. Nur so konnte er seine Herrlichkeit anschaulich und den Empfänglichen begehrenswert machen, daß er bewies, wie sie allein erhebt in Schmach und Banden. Nur so konnte er alle irdischen Gedanken von Freiheit und Macht überwinden, daß er sich von ihnen überwinden ließ. Es mußten die beiden Ideale von Herrlichkeit, das des Fleisches und das des Geistes, hart aufeinander treffen zur zwingenden Entscheidung für alle Zeiten. Dann wird der Geist Gottes viele erwecken, die seinen Fahnen folgen und seine Herrlichkeit nehmen aus seinen blutenden Händen. So hat der Schwache den Starken geschlagen und der Einfältige den Listigen überlistet. So löst sich der Widersinn auf in Weisheit und die Ohnmacht in Kraft. Und diese Lösung der grundlegenden Paradoxie giebt uns Mut, es mit den andern zu versuchen, daraus das Christenleben besteht, unser Leben zu verlieren um seinetwillen, um es zu gewinnen. Auch da wird sich uns der Widersinn in Weisheit auflösen, denn wer einmal Christum erkannt hat, der muß auch da Wohlthaten sehen, wo der natürliche Sinn nichts als Verlust und Qualen schaut.

F N

---

# Thomas Carlyle

Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts

3

Und so eben wurde Carlyle zu dem, was er war: ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist wahr, er berührt sich in seinen Gedanken fast an allen Punkten mit der deutschen idealistischen Philosophie, doch ist er im innersten Grunde seines Wesens nicht abhängig von ihr. Er hatte das, was eben eine jede prophetische Gestalt besitzt, unmittelbare, nicht reflektirte Gewißheit, im Sturm des Zweifels erworben, aber nun felsenfest. Was sich dem philosophischen Auge als letzte Möglichkeit, am Rande des Denkens stehend, offenbart, Gott und die Freiheit des menschlichen Wesens, das stand vor seiner Seele in voller Unmittelbarkeit, das war ihm die wahrste und wirklichste Realität, der Anfang alles Denkens, kein Gedanke, den er sich erdacht hatte, sondern eine Macht von oben, die ihn gepackt hielt. Wo er in seinen Schriften von der Welt jenseits des Verstandes redet, da beweist und argumentirt er nicht, er verkündet wie jemand, der es selbst gesehen und gehört hat, und reißt fort durch den Schwung und die Macht seiner leidenschaftlichen Ueberzeugtheit. Kants grundlegende theoretische Werke hat er kaum verstanden, an Fichtes Wissenschaftslehre wird er sich schwerlich herangemacht haben, von großem Einfluß jedoch waren Fichtes populäre Schriften für ihn. Ueberhaupt ist Fichte die Gestalt, die von allen Zeitgenossen ihm am verwandtesten ist. Aber bei Fichte liegen der die Welt mit klarem Auge überschauende Philosoph, der in seiner Philosophie die Summe und das Endresultat aller Weisheit gezogen hatte, und mit ihr das neue und vollkommne Weltalter der Vernunft gekommen sah, und der Prophet, der in einer Zeit wilder Gährung und ringender Not sein Volk auf neue dunkle und unbekannte Bahnen zu führen bestrebt war, mit einander in Widerstreit. Carlyle ist seiner ganzen Art nach nur Prophet und nicht Philosoph. So fehlt ihm denn auch der ganze Reichtum philosophischer Gedanken, Bildung und Sprache. Einige wenige große und starke



Grundgedanken sind es, die in allen seinen Schriften wie kehren oft bis zur Ermüdung, einige wenige mächtige L motive in immer wiederholten Variationen geben den Grund aller seiner Ausführungen. Was in ihnen anzieht und p ist die Art, wie jene Gedanken vorgetragen werden, mit ei wuchtigen Leidenschaft und einer flammenden Beredsamkeit, ihresgleichen sucht, in einer Sprache, die oft bis zur Unv ständlichkeit bizarr wie ein wilder Gießbach dahinrauscht, Steine und Geröll mit sich fortführt und vom Felsen her donnert, daß dem Davorstehenden der Atem vergeht.

Und mit dem wahren Propheten hat Carlyle auch gemein, daß er sich mit seiner ganzen Zeit und ihrer Bildu mit allem, was führte und leitete in ihr, in direktem Wid spruch fand und sich doch seiner selbst gewiß blieb; denn redete im Namen einer höhern Autorität. In kühnem T wendet er, der Eine, sich an sein Volk, die siebenundzwan Millionen:

> Die Gesetze der Natur sind, ich muß dies wiederholen, ewig, ihre leise aus unserm innersten Herzen sprechende Stimme darf bei fur barer Strafe nicht unberücksichtigt bleiben. Kein einzelner Mensch k sich ohne Schaden für sich selbst von der Wahrheit entfernen; eb wenig ist dies mit einer Million oder mit siebenundzwanzig Millio Menschen der Fall. Ich zeige Euch eine Nation, die einmütig auf d breiten Wege wandelt, der zum Verderben führt. Was sind siebenu zwanzig Millionen und ihre Einmütigkeit? Glaubt ihnen nicht. Welten und die Zeitalter, Gott und die Natur und alle Mens sprechen anders.

Man kann Carlyles gesamte Anschauung auch aus d völligen Widerspruch gegen alles, was seine Zeit dachte, herv gegangen betrachten, als eine kühne Umwertung aller We Seine Zeit hatte sich gewöhnt, Gott als ein unverständlic Vielleicht zu betrachten, er verkündete, daß Gott das All gewisseste sei; seine Zeit sah in der „Prosperität" das höc Ziel für die Nation und die menschliche Gesellschaft, Carl lehrte, daß die Nationen ein inneres Leben und der einze Mensch eine unsterbliche Seele habe; seine Zeit faßt den Mensc als ein Produkt der Verhältnisse auf, die ihn umgeben, Carl predigt die Freiheit des Menschen, und daß nur allein der G eine Wirklichkeit sei und die Materie wesenloser Schein; ri um ihn her bemühte man sich, eine Moral auf dem Grunde Egoismus aufzubauen, Carlyle höhnte über diese Versuche u verkündete, daß der Mensch auf Erden nicht dazu da sei, s Glück zu finden, sondern um zu arbeiten und seine Pflicht thun, und daß die Natur, wenn sie den Menschen zum G geschaffen hätte, ihn nicht thörichter hätte ausrüsten können, indem sie ihm das Gewissen gab. Inmitten eines Volkes, in demokratischem Liberalismus alles von freien Volkswah und der Thätigkeit der Parlamente erhoffte, verfocht Car den Satz, daß der Einzelne immer Recht habe gegenüber Masse, und daß in der Geschichte alles Leben von der gro Persönlichkeit ausgegangen sei; und während in England jed Gebildeten die Nationalökonomie und Statistik klar bewie hatte, daß ein gewisses Maß von Massenelend unumgäng notwendig sei, appellirte Carlyle gegen diese Notwendigkeit das öffentliche Gewissen und nannte schlecht, was schlecht n

So stand er allein, ein einsamer, unheilverkündender P phet, eine einsame Stimme, die man lange kaum beachtete. U wenn ihm auch der Glaube an eine göttliche Weltregier niemals wieder zusammenbrach, gegenüber dem Geschlecht sei Zeit blieb er ein melancholischer Skeptiker. Er fand es verdor von Grund auf, er sah nirgends eine Hoffnung, er untersch auch die guten Kräfte, die sich regten. Er beteiligte sich am öffentlichen Leben, er hatte nicht den Mut dazu und fürch auf das Niveau der Lüge und des Scheinwesens herunter rissen zu werden. Er blieb auf einsamer Höhe. Nur tief Herzen schlummerte ihm die Hoffnung.

Und darnach gestaltete sich auch sein ganzes Leben. N mals schloß er sich irgend einer bestehenden Richtung an, n mals stellte er seine Feder in den Dienst einer Tageszeit oder einer Partei, auch in der bittersten Not nicht, niem gab er in seinen Schriften der Laune und dem Geschmack Publikums nach. Dafür hat er denn auch Jahre lang um gesicherte Existenz ringen müssen.

Bald nach seiner Verheiratung (17. Oktober 1826) mit ıe Welsh, einer ihm in jeder Beziehung ebenbürtigen Frau, zuerst von Allen ihres Gatten künftige Bedeutung für sein k mit klarem Blick erkannte, und die, selbst eine bedeutende u, sich für ihn in heldenmütiger Weise aufopferte, ohne die lyle nicht geworden wäre, was er wurde, — zog er sich Mangel an Existenzmitteln nach Craigenputtock, einem kleinen uerngütchen im Norden Schottlands, zurück. Dort in der rtiefsten Einsamkeit — vierzehn englische Meilen war der hste Flecken entfernt — hat er sieben Jahre allein mit seiner u und einer Dienstmagd zugebracht. Hier schrieb er sein sames großes Buch, den Sartor Resartus, in dem er seine ltanschauung, oder doch ein Stück davon, unter einer seltnen Hülle und in einer bizarren Form dem englischen Volk legte. Das Resultat war ein litterarischer und finanzieller ßerfolg ärgster Art. Aber dieser berührte Carlyle wenig. tröstete sich mit dem Gedanken, wie viel Honorar wohl der ophet Jesaias einst für einen Druckbogen bekommen hätte. s er dann später den gewagten Versuch einer Uebersiedlung h London (1834) unternommen hatte, da hat es Zeiten geen, in denen er und seine Frau en face de rien standen; mal betrug ihr ganzes Barvermögen noch gerade fünf Pfund erling. Dann freilich kam der Erfolg. Die „Französische Relution“ (1837) machte ihn mit einem Schlage zu einem behmten Schriftsteller ersten Ranges, seine Vorträge über „Helden d Heldenverehrung“ führten ihn in die vornehme Gesellschaft . Aber Carlyle blieb der einsame Mann, fast erschreckend er seine immer wachsende Popularität, scheu zurückbebend vor er innigeren Berührung mit dem öffentlichen Leben; skeptisch it trübem Lächeln schaute er von weitem auf seine Entwicklung. nd als er auf der Höhe seines Lebens stehend als Rektor der niversität Edinburgh zu der dort versammelten Jugend zu den hatte, da war es, als ob er kaum begreifen könne, daß n die Jugend Englands mit atemloser Spannung an seinen ppen hing, und das, was er ihnen sagte, hatte einen trüben, greifend ernsten Klang. Er ermahnte sie, wahr und treu in rem Leben zu sein, zu versuchen, das Rechte zu thun, ohne usblick auf den Erfolg, die ihnen zugewiesene Rolle so ruhig nd anspruchslos zu spielen wie nur möglich und alles Uebrige er Vorsehung zu überlassen:

Vermuten Sie nicht, daß die Menschen Ihnen feindlich gesinnt nd, oder es gerade mit Ihnen besonders schlecht meinen. Sie werden war oft das Gefühl haben, als widerstände Ihnen die ganze Welt nd stelle sich Ihnen feindlich gegenüber, aber Sie werden finden, daß as weiter nichts bedeutet, daß die Welt ihre verschiednen Wege wandelt nd Sie achtlos unter die Füße tritt, weiter nichts. Das ist in den meisten fällen alles. Ihnen speziell gegenüber ist kein böser Wille vorhanden.

Sie sollten gerade vorwärts schreiten, ohne zu erwarten, aß ihr Lebenspfad mit Rosen bestreut sein werde; wenn sie s aber thäten, so würden sie auch Freunde finden, wie sie es erdienten. Er schloß mit dem mächtigen, dunkel-erhabnen Goetheschen Freimaurerlied, der Marschmusik der teutonischen Nation: Wir heißen euch hoffen.

Gelindert aber wird der furchtbare Ernst Carlylescher Art und Anschauung durch die erquickende Gabe des Humors, die ihm verliehen war. Auf seiner einsamen Höhe verschloß er sich nicht in Bitterkeit und Stolz, er konnte lachen und weinen über die armseligen Menschenkinder, ihre mannichfaltigen Irrwege, ihr Scheinwesen und ihren Selbstbetrug. Er führt in allen seinen Schriften einen leidenschaftlichen Kampf, aber selten wird seine Schärfe ätzend, sein Spotten bleibt liebenswürdig und wird nie zum verletzenden Hohn. Seine großen, schweren Gedankengänge, seine wuchtigen Angriffe gegen die Fehler der Gesellschaft werden unterbrochen von Stellen liebenswürdigsten Humors.

Seinen Humor hat Carlyle in der Schule Jean Pauls gebildet, man kann fast sagen leider. Denn manches, was uns fremdartig und manierirt anmutet, ist durch dessen Einfluß in Carlyles Schreibweise hineingekommen. Der Stil der Romantik und ihre Art liegen gar zu weit von der Stimmung des modernen Geschlechts ab. Schon mancher Leser hat sich vom Sartor Resartus abschrecken lassen durch sein Jean-Paulsches Gewand.



4

Charakteristisch für die prophetische Art Carlyles ist vor allem, wie bei ihm sich mit dem Gedanken an Gott sofort und ausschließlich der Gedanke an die sittliche Weltordnung, an die Arbeit und die Pflicht der Menschen verbindet. Der wesentliche Eindruck, den Goethe von ihm hatte, war, daß er eine moralische Kraft eigenster Art sei. Das ist auch der Eindruck, den man von sämtlichen Schriften Carlyles erhält: er wendet sich an den sittlichen Willen des Menschen, und nur an diesen. Wenn Carlyles Schriften recht gelesen werden, so müssen sie wirken wie ein sittliches Stahlbad, sie erneuern den Willen und wecken die Energie. Er haßte die schwere im Detail sich verlierende Kleinarbeit der Gelehrten, die nichtsnutzige Vielwisserei, namentlich der deutschen Gelehrsamkeit, das unfruchtbare philosophische Grübeln. Aber auch leichtes, liebenswürdiges Spiel, die Lust am Fabuliren, ein Sichhingeben und Schwelgen in Gefühlen, lyrische Stimmung, interessanter und pikanter Witz waren ihm durchaus fremd. Er hätte gern wie Plato die Poeten aus dem Staate hinausgejagt. Es that ihm leid, daß Goethe und Shakespeare Dramen geschrieben hätten und keine wirkliche Geschichte, er äußerte sich entrüstet über Goethes und Schillers Briefwechsel mit seinem rein litterarischen Inhalt, jüngern Schriftstellern konnte er abraten vom Dichten um seiner selbst willen, die Zeit sei zu ernst dazu. Er war eine durchaus unästhetische Natur. Zwei wichtige Zeiten menschlichen Lebens sind ihm ganz fremd geblieben trotz seiner mannichfachen Wanderungen durch die Geschichte: die Antike und die Renaissance.

Und dieser Grundzug seines Wesens ist es nun, der ihn doch weit von seinem bis ans Lebensende treu verehrten Meister G o e t h e schied. Man darf sich an diesem Punkte nicht täuschen lassen. Wenn Carlyle Goethe für seinen nächsten Nachbarn im Geistesleben erklärte, wenn der Verkehr mit Goethe seine einzige Freude in Craigenputtock war, wenn er durchaus und ohne Kritik in reiner Verehrung zu ihm als seinem Helden, als zu einem Menschen von höherer Art aufschaute, wenn gewisse Worte und Gedanken Goethes wie Leitmotive sein Leben beherrscht haben — so darf man doch nicht den starken Gegensatz zwischen den beiden Männern übersehen. Auf den ersten Blick sind sie grundverschieden: Goethe der Aristokrat und feine Weltmann, Carlyle der Bauernsohn, Goethe an der Antike gebildet, Carlyle der Puritaner, Goethe der Poet, Carlyle der Sozialpolitiker und Historiker, Goethe der allseitige Weltbeobachter, der wie Keiner die Kunst der Nüance verstand und überall Relativitäten sah, Carlyle der Prophet, der im Sturme herfährt, für den es fast immer nur ein Entweder— Oder gab, ein absolut Gutes und absolut Schlechtes; Goethes Welt eine Welt voller Harmonie von Geistigem und Sinnlichem, Idealem und Realem, Carlyles Welt voll schroffer Gegensätze von Geist und Materie, Pflicht und Genuß, Tugend und Glück. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die hingebende Begeisterung, mit der Carlyle lieben und verehren konnte, da wo er einen größern Menschen gefunden hatte, oder die Fülle und den Reichtum Goetheschen Geistes, der auch diesem von ihm diametral verschiednen Charakter aus dem Füllhorn seiner Schätze so unendlich reiche Gaben spenden konnte.

Zweierlei müssen wir beachten, um Carlyles Verhältnis zu Goethe zu verstehen. Einmal war es weniger der Inhalt Goethescher Weltanschauung in allem Einzelnen, sondern ihre Form, ihre Harmonie und Vollendung, die Carlyle mit bewundernder Ehrfurcht erfüllte. Daß dieser Goethe, selbst früher ein Revolutionär, der bis an den Rand pessimistischer Selbstverzweiflung geraten war, nun am Schlusse seines Lebens, nachdem er die weite Welt durchwandert hatte, siegreich alle Dämonen des Lebens bezwungen zu haben schien und nun in heiterer, strahlender Ruhe thronte wie Zeus Olympios, seine vollen Gaben reichlich spendend; daß überhaupt in unsrer modernen zerrissenen Welt eine solche Gestalt wie die Goethes möglich war, das war ihm eine frohe, mutmachende Weissagung, — die ersten Klänge überirdischer Sphärenmusik, die aus der Ferne her erklangen: ein Weiser ist wieder erstanden in dieser verworrenen Welt. — Zweitens aber ist zu beachten, daß es

der alte Goethe war, von dem Carlyle so mächtig angezogen wurde, der Goethe, der im zweiten Teile des Faust die hingebende Arbeit an der gemeinsamen Aufgabe der Menschheit verkündete, der im zweiten Teile des Wilhelm Meister eine dieser Aufgabe sich widmende Gemeinschaft von Menschen schilderte; der Goethe, der dort den Gedanken von der „Ehrfurcht vor dem unter uns Stehenden" und dem „Heiligtum des Leidens" geprägt hatte, der im Westöstlichen Diwan von der Macht und dem Wert des Glaubens das bekannte große Wort gesprochen und tiefe Einblicke in das Wesen des Glaubens gezeigt hatte; der Goethe, der jenes tapfre teutonische Marschlied, das wundervolle Freimaurerlied geschaffen, das Carlyle in den wichtigsten Momenten seines Lebens und bis aufs Totenbett begleitete. — Man sieht deutlich, wenn man dem Einfluß Goethes auf Carlyle nachgeht, wie dieser sich gleichsam seinen eignen Goethe schuf, und wie er auch in der Verehrung seines Helden ganz er selbst blieb in der starren Eigenart seines Wesens, die „moralische Kraft." Wenn er nach Goethe das Alte Testament sein liebstes Buch nannte, so könnten wir als das wirkliche Verhältnis ruhig das umgekehrte bezeichnen. Vom Geist der Propheten des Alten Testaments war im ganzen gesehen mehr in ihm als vom Geist Goethes.

Und endlich auch darin gleicht Carlyle jenen hohen Gestalten des Alten Testaments, daß seine ganze Anschauung und Predigt national bestimmt war. Mit allen Fasern seines Wirkens und Denkens wurzelte er im nationalen Leben. Wie hat er sein Vaterland, das diamantene Juwel vom blauen Ring des Ozeans umspült, sein Volk, den Sachsenstamm aus hartem, granitnem Felsen des Harzes gehauen, in seiner trotzigen, tapferen, schweigsamen und unartikulierten Art geliebt, mit seinen Hengist und Horsa, seinen Knox und Cromwell, seinen Shakespeare und Milton, seinen Arkwright und Watt. An dieses Volk wandte er sich in seinen Schriften, auf dieses Volk konzentrirte er seine persönliche Kraft. Daß in ihm „Recht und Gerechtigkeit daherströme wie ein Bach," das war das Ziel seines Wirkens, wie einst das der Propheten. Und voller Liebe und Sympathie wandte er sich auch dem stammverwandten Volk auf dem Kontinente zu, jubelte er dem großgewordnen Deutschland und seinem Helden Bismarck entgegen, dem großen Mittler zwischen den beiden sich vor seiner Zeit kaum mehr verstehenden stammverwandten Völkern. Denn er war überzeugt, wie einst Fichte, daß der germanische Stamm den Primat in der Weltgeschichte habe, und daß auf seinen Schultern die Last und Aufgabe einer gedeihlichen Fortentwicklung der Geschichte der Menschheit ruhe.

W Bousset

---

## Herzensergüsse eines Theologen

### 3. Der Kultus

Wenn ein Prediger gewaltig am Geist ist und alle Eigenschaften hat, die man von einem solchen nur wünschen kann, aber von der normalen Lehre der Kirche abweicht, so wird er als Ketzer entfernt. Wenn ein andrer alles vermissen läßt, was zu einem guten Prediger gehört, führt aber die normale Lehre im Munde, so wird er geduldet und bleibt unbehelligt.

Daraus geht hervor, daß es nach der maßgebenden Anschauung die Hauptsache am öffentlichen Gottesdienst ist, der Gemeinde immer wieder aufs neue ihre metaphysischen Ueberzeugungen vorzusprechen und zu bestätigen; vielleicht auch bloß die Ueberzeugungen, die sie haben *sollte*.

Daß die Lehre Selbstzweck sei, wird niemand behaupten; auch ihr eifrigster Verfechter wird nur sagen, sie sei ein unentbehrliches Mittel zu einem großen Zweck, den er objektiv das Reich Gottes oder subjektiv das Seelenheil nennen wird, was thatsächlich auf eins hinauskommt. Und sicher sind theoretische Meinungen nicht gleichgiltig. Aber man überschätze sie auch nicht.

Der Gedankenkreis, in dem wir leben, d. h. unsre Weltanschauung, ist nur gleichsam eine mehr oder weniger gesunde und heilsame Lebensluft. Das aber, was in dieser Welt lebt, ist unser Ich, unser Wille, dessen Beschaffenheit weitaus die



Hauptsache ist. Und darum sagen wir: wenn die Kirche f
heilsame Lehre besorgt ist, so thut sie wohl; wenn sie f
Läuterung und Anfeuerung des Willens besorgt ist, so thut
besser. Vielfach kann sie Beides zugleich thun. Es giebt al
auch Kollisionen, bei denen man das Eine *oder* das Anl
wählen muß. Es ist einmal so in dieser Welt der unendl
sich durchkreuzenden Wirkungen, daß man nicht alles Erwünsc
zusammen haben kann, sondern fortwährend mit einer Fülle v
Wünschen im Herzen vor der Wahl steht: welchen willst
erfüllen, und welche willst du dafür preisgeben? Je nach Ch
rakter und Einsicht wird die Wahl getroffen. Bestimmte Int
essen sind Trumpf und drängen im Kollisionsfall alle ande
zurück. So ist in der Kirche die Orthodoxie thatsächlich Trum
und sobald irgend ein Interesse, wäre es auch das der B
lebung und Anfeuerung des Willens, mit ihr in Konflikt komm
muß dieses weichen. Servetur doctrina, pereat ecclesia. A
dieser Tyrannei der Lehre gehen auch auf dem Gebiete d
Kultus viel Uebelstände hervor, die die Mattigkeit und gerin
Anziehungskraft der öffentlichen Gottesdienste erklären.

Zuerst ist ein Schaden zu nennen, der auch bei der Ueb
schätzung der Lehreinheit nicht einmal nötig wäre — die vi
berufne *Nüchternheit des Gottesdienstes*. Das war in d
Reformation zu begreifen als Reaktion gegen den bloß äußerl
und leer gewordnen katholischen Prunk. Was brauchte m
damals Schönheit und Reiz für die Sinne, da alle Herz
noch zitterten von der unerhörten Kühnheit, sich loszureiß
von der Kirche, die zu allen Zeiten als die alleinseligmacher
galt? da Hab und Gut, Gewissensfreiheit und das Leben sel
auf dem Spiele standen? Aber später, als die Zeiten ruhig
wurden, da hätte man sich erinnern müssen, daß der Men
nicht nur Zentrum, sondern auch Peripherie ist, daß auch
Religion, wenn sie den Menschen beherrschen soll, sich an d
ganzen Menschen wenden muß, wie er in diesem Leibesleb
nun einmal ist. Man hätte das gewiß auch eingesehen, we
man nicht so viel über die Lehre zu zanken gehabt hätte, sod
für Andres keine Denkkraft mehr verfügbar war. Es ist
freulich, daß die Not der Gegenwart auf diesen Fehler bere
aufmerksam gemacht hat, daß man auch angefangen hat, du
liturgische Abwechslung, durch Chorgesänge und andres d
Gottesdienst zu beleben. Sehr vieles ist da noch zu thun,
dem unkünstlerischen Protestantenvolk auch nur der ästheti
Sinn geweckt ist. Gewiß wird es auch besonders zur Wied
gewinnung der Gebildeten fürs kirchliche Leben beitragen, we
der Gottesdienst mehr mit Künstlerischem gesättigt ist. Al
Göttliche ist verwandt und gehört zusammen. Wie sollte
Religion der Kunst sich schämen?

Nach dem Gemeindegesang ist das erste, was der Dien
der Kirche im öffentlichen Gottesdienst vornimmt, *das Geb*
Er liest es aus einem Buch; gedruckte Worte, von denen a
zuweichen streng verboten ist.*) Wie? Was sind das für Kind
die, wenn sie zu ihrem Vater treten, immer dieselben feststehend
feierlichen Worte haben? Man wird sagen: das ist nur d
gemeinsame Gottesdienst; sonst sollen sie auch einzeln für s
und frei zu Gott kommen. Gut; aber reden nicht Kinder, a
wenn sie zusammen beim Vater sind, frei über Gemeinsame
Giebt es nicht für eine Gemeinde immer neue Erlebnisse
engern Kreis wie im Leben des Volks und der ganzen Christe
heit, und müssen nicht diese auch neue Empfindungen und Wo
geben? Sie müßten wohl! Was zwingt denn die Gemein
immer steif bei denselben Worten zu bleiben? Die Reinh
der Lehre! Für diese muß doppelte Sicherheit geschaffen werde
Neben der persönlichen Amtsverpflichtung des Geistlichen m
es behördlich sanktionirte Normalworte geben, der schicklich
Platz für sie schien das Gemeindegebet.

Aber es werden doch wenigstens reiche geistesmächti
Worte sein, die man wohl immer und immer wieder hören kan
Wenn es so wäre, da wäre es leichter zufrieden zu sein.

Man muß zugeben, es ist sehr schwer, Worte von unve
wüstlicher Wirkungskraft zu finden. Eine Musik kann man
und lange hören, ohne sie müde zu werden; ein Bild, ei

---

*) Zum Glück doch nicht überall. D H

plastische Gestalt kann man lange betrachten und immer aufs neue genießen ohne Ueberdruß; aber das Wort hält nicht soviel aus, weil es dem niemals rastenden, immer nach Neuem hungrigen Verstand zu nahe steht. Mit dem Mittel des Wortes ein Monumentum aere perennius zu gründen, das fordert keine geringe Künstlerschaft. Von Künsterschaft ist aber in unsern Liturgien recht wenig zu finden.

Wenn man schon einmal glaubt, eine Liturgie als starre Schutzmauer für die reine Lehre nicht entbehren zu können, so schaffe man sie wenigstens neu in der Form, gewaltig monumental, daß sie unsrer Zeit genügt. Was wir haben, das mag einst seinen Zweck vollkommen erfüllt haben; heute kann es das nicht mehr, zumal nicht in den Städten. Kann man es denen, die von unsern großen Dichtern und von dem erstaunlichen Glanz modernen Geisteslebens herkommen, allzusehr verargen, wenn sie, durch irgend ein Familienereignis in die Kirche geführt, über die Genügsamkeit der Christgläubigen staunen und mit dem Entschluß weggehen, so bald nicht wiederzukommen? Man wende nicht ein: das sei Oberflächlichkeit; auch durch unscheinbares Gewand schimmere das Göttliche hindurch, durch „thörichte Predigt" gefalle es Gott uns selig zu machen. Derselbe Paulus, der dieses Wort einer aufgeblasenen Afterweisheit entgegenhielt, hat sich doch auch redlich Mühe gegeben, sein Evangelium als die höhere Weisheit kunstvoll nachzuweisen und hat Worte mächtigster Beredsamkeit gesprochen. Und welcher Glanz an vielen Stellen des Alten Testaments; jene Propheten waren auch in der Form die Ersten ihres Volks. Und wo in der heiligen Schrift solch äußerer Glanz vermißt wird, da, acht ich, kommt das nicht von Gott, sondern von der menschlichen Schwachheit seiner Werkzeuge. Alle gute und alle vollkommne Gabe kommt von oben herab. Auch die Form soll niemand gering achten. Es thuts auch niemand, als wer aus der Not eine Tugend machen möchte.

Wenn schon das eine Gefahr für das Gemeindegebet ist, daß es nicht frei aus originalbewegtem Herzen herausströmt, so wird durch die alte, der Zeit nicht mehr genügende Form des Vorgeschriebnen diese Gefahr — nicht für alle, aber für viele Kirchenbesucher zum thatsächlichen Schaden. Das Gebet ist ihnen ein toter Punkt des Gottesdienstes geworden, ein lahmes Lippenwerk, ohne Macht, urkräftig die Seelen der Hörer zu zwingen. Die Reinheit der Lehre, sie ist allerdings mit einer weitern Garantie umgeben, aber Kraft und Leben ist dafür geopfert.

Erfreulicher ist das Bild, das die Predigt selbst darbietet. Hier ist nur der Text vorgeschrieben*) und die Dogmen, die darin gefunden werden müssen. Dagegen darf der Prediger seine Sätze selbst bilden und seinen eignen Stil reden, auch die Anordnung der Gedanken und die Ausführung, sozusagen Fleisch und Blut um das dogmatische Knochengerüst, bleiben ihm frei überlassen. Gewisse eigentümliche Predigtsitten wie die, daß nach der Einleitung ein bestimmtes Thema mit „erstens," „zweitens" u. s. w. formulirt wird, sind zwar vorhanden, aber nicht kodifizirt.

Es liegt in der Natur der geistigen Arbeit, daß jedes Gebot, das von außen kommt, d. h. nicht im Wesen des Geistes, der sich bethätigt, oder des Gegenstandes, an dem er sich bethätigt, enthalten ist, die Kraft und Güte der Leistung beeinträchtigen muß. Niemandem fällt es ein, den Genius des Dichters und Künstlers durch willkürliche Forderungen einzuschränken; nur von den thörichsten Protzen hört man zuweilen etwas Aehnliches, da diese eben Geistiges nicht verstehen, sondern auch hier nach dem sonst sehr richtigen Satz handeln: Wenn man bezahlt, so darf man Forderungen stellen. Was aber von den Fürsten im Reiche des Geistes gilt, das macht sich auch bei gewöhnlichen Wesen geltend, nur daß hier wegen des geringern Wertes der Leistung die Beeinträchtigung geringern Bedenken begegnet. Was ist aber in unserm Fall der höhere Zweck, um deswillen der freien Individualität des Predigers Schranken gezogen werden? Wieder die Aufrechterhaltung der Normallehre aus dem sechzehnten Jahrhundert.

*) Auch das nicht überall. D H



Nun ist gewiß die Erhaltung und Verteidigung dieser Lehre eine sittlich-religiöse Notwendigkeit für jeden, der von ihrer ewigen und unwandelbaren Wahrheit ehrlich überzeugt ist. Aber wie verteidigt man sie? Man sollte doch bedenken, daß die Wahrheit ihre eignen Mittel hat, sich durchzusetzen, daß sie stark genug ist durch die Macht des Gedankens und keine Schutzparagraphen braucht, weder von weltlicher noch geistlicher Obrigkeit. Die Wahrheit ist stolz und verachtet jegliche fremde Hilfe; sie will nicht einsam im Tempel thronen, von dem dienstbereite Hände alle andern Meinungen ausschließen. Sie schreit nach den Irrtümern: her mit euch, daß ich kämpfe und siege. Wenn sie das nicht thut und feige ist, dann weiß man gleich: das ist nicht die Wahrheit. Wahrheit muß kämpfen und siegen, das ist ihr Wesen, sonst wäre sie es nicht.

Darum soll man der Wahrheit ihr eignes Element lassen, das der Denkfreiheit, in dem sie früher oder später mit göttlicher Notwendigkeit sich durchsetzt. Nie aber soll man, aus thörichtem Kleinglauben an ihre Siegermacht, in ihrem Namen das an Ketten legen, was größer ist als alle theoretische Richtigkeit, die Macht der begeisterten Persönlichkeit, die mächtiger und sieghafter als alles Andre für das Reich Gottes kämpft.

Wonach bemißt sich die Wirkung, die ein Prediger ausübt? Nach dem Grad seiner Uebereinstimmung mit einer Lehrnorm, oder nach dem Grade seiner persönlichen Begeisterung? Wenn hundertprozentige Orthodoxie aus einem schläfrigen Mann tröpfelt, so werden die Zuhörer schlafen; hingegen ein feuriger Geist, der alles erst noch suchte mit heißem Bemühn, ganz so, wie er ist, sich gäbe, mit aufrichtigem Herzen, würde er nicht mehr wirken? Geistige Bewegung, auch die auf falschen Bahnen, ist immer besser als träge Ruhe, denn nur durch Erlebnisse kommt der Einzelne und das Reich Gottes vorwärts. Es muß nicht immer etwas sogenanntes Gutes sein, d. h. dessen Folgen der kurzsichtige Mensch gerade bis zu einem Punkt nachsehen kann, der ihn befriedigt; die Folgenreihe ist unendlich für den Menschenblick, und vertrauen, daß alles zu einem guten Ziele führt, heißt an eine göttliche Weltordnung glauben. Also etwas „Gutes" braucht es nicht zu sein, aber etwas Lebendiges muß es sein. Jede zunächst rein natürliche Lebensäußerung entwickelt das Wesen des Menschen. Dies natürliche Erlebnis muß zum geistigen werden; und das kann nur geschehen, wenn das Geistige, dessen Keim im natürlichen Menschen schläft, in ihm geweckt und befähigt wird, etwas erleben zu können. Eben dies Wecken ist Sache der Predigt. Was heißt aber aufwecken? Der trägen Menge eine kraftvolle Persönlichkeit vor Augen stellen. Die Menge ist Herde und braucht Hirten, Autoritäten, aber kraft- und lebensvolle. Darum muß ein Prediger vor allem ein Mann sein, in dessen Nähe man nicht geistig schlafen kann, sondern geweckt wird und geistige Erlebnisse bekommt. Sind diese einmal da, dann mag man es Gott zutrauen, daß er den Menschen, den er einmal gefaßt hat, auch dahin bringt, wohin ihn keine Logik und keine Beredsamkeit eines Menschen bringen kann: den innern Zusammenhang zwischen seiner Natur und seinem Geschick, zwischen seiner Sünde und seinem Leiden zu erkennen und den Weg zur Erlösung zu begreifen und einzuschlagen.

Das Positive sodann, was zu dem Negativen der Erlösung dazukommen muß und wiederum durch die Predigt angebahnt und unterstützt, nicht aber direkt bewirkt werden kann, ist die Heiligung. Jeder Mensch soll den eigenartigen Gottesgedanken, der in ihm liegt, nach allen Seiten, im Denken wie im Wollen, zur Darstellung bringen. Dazu kann die Predigt mit helfen. Man braucht nicht alles mit Haut und Haar zu „glauben," was der Pfarrer sagt, sondern man soll etwas innerlich zu verarbeiten bekommen: das Eine assimilirt man und das Andre wirft man wieder aus, wie es in der ganzen Welt beim Wachsen des Organischen Sitte ist. Darum ist es auch ein unverständiges Gerede, daß eine Gemeinde vergewaltigt werde, wenn sie einen Pfarrer habe, der moderner oder altgläubiger ist als sie.

Freilich in diesem Sinn des Treibens und Helfens zu einer originalen Gottseligkeit wird die Predigt nur selten auf-

gefaßt. Nach dem Spruch: es ist kein Pfäfflein noch so klein, es möchte gern ein Päpstlein sein. Für all die Myriaden von Myriaden hat man nur ein Prokrustesbett, will alles zu einem religiös-dogmatischen Typus übereinzwingen. Was der göttliche Künstler zu reichster Mannichfaltigkeit angelegt hat, das arbeiten seine unbescheidnen Handlanger zu einerlei Fabrikware zusammen. Sie wollen es, aber sie können nicht; Gottes Material ist härter, als man meint, und widersteht solcher Bearbeitung, nur die Handlanger werden dabei zu Schanden. Die Folge dieser Praxis sehen wir heute als Thatsache vor Augen: es laufen alle davon, die sich von Gott nach anderem Typus als dem für normal erklärten geschaffen fühlen, es bleiben nur die verhältnismäßig Wenigen, die zufällig diesen Typus haben, und mit ihnen allerdings die Masse derer, die noch zu unentwickelt sind, als daß sie ihr eignes Wesen erfaßt hätten.

Was hat aber die Kirche von denen, die ihr eigen Selbst nicht kennen und still zufrieden im Schatten der Kirche schlafen? Man kann sich denken, wie klein die geistige Kraft bei ihnen ist. Was Sonntags diese Scharen zur Kirche führt, das ist selten ein kräftiger Geisteshunger, sondern meist stumpfe Gewohnheit, die ihr Stündchen absitzen will, aber nicht mehr. Es ist ja auch das allgemeine Bestreben, diese kirchliche Lauheit anzuwärmen, den Eifer zu heben. Aber nie sagen sich die geistlichen Väter: wir selbst werden wohl schuld sein — liegt vielleicht in der Nahrung, die wir reichen, der Grund, daß die Kindlein so wenig davon begehren? Sondern nur: wir wollen eifriger werden, wollen mehr zureden, mehr nötigen. Und so kommt die Kirche dazu, sich geradezu wegzuwerfen wie ein alterndes Weib. Vor allem heißts: die Jugend gewinnen, auf der die Zukunft ruht. Aber wie gewinnen? natürlich durch möglichst viel Unterricht. Ein Drittel des Unterrichts in den Volksschulen betrifft die Religion. Nach der Schulentlassung nur möglichst lange die Jugend zu den Katechismusbelehrungen beiziehen. Früher konnte man sie zwingen mit sechs Batzen Strafe; da mußten sie schon sich stopfen lassen, obzwar sie gar nicht fett davon wurden. Heute gehörts zu den größten Sorgen des Geistlichen, durch welche Mittel er die jungen Schäflein um sich versammeln möge, und zu seinen größten Schmerzen, daß es eben gar nicht gehen will. Aber über solchen Mißerfolg kann niemand verwundert sein, wenn er weiß, daß in diesen Stunden eben immer wieder das Gleiche vorkommt, was schon jahrelang vorher in der Schule dagewesen war. Dazu das Lehrbuch, das man speziell in Württemberg hat, die sogenannte Kinderlehre! Es ist am besten nichts über dieses Buch zu sagen; mit Ausnahme der Rechtgläubigkeit, die nahezu tadellos ist, entspricht es weder grammatisch noch stilistisch noch logisch noch systematisch noch ästhetisch den billigst gestellten Anforderungen. Von manchen Ungeheuerlichkeiten, z. B. der Behauptung, daß die Säuglinge schon glauben könnten, sowie einer Stelle im sechsten Gebot mit ihrer geschmacklosen Nacktheit ist es gar nicht zu begreifen, wieso man sie jahrzehnte-, nein jahrhundertelang dulden konnte. Solange dies so weiter geht, wird der Prediger seine Zuhörer der Gewohnheit und dem Mitleid verdanken. Ja dem Mitleid. So weit ist es gekommen, daß die Kirche, die ihrer Idee nach aus großem gewaltigem Mitleid herabsteigt zu den Mühseligen und Beladnen, welche in Kampf und Gemeinheit des Lebens nach Erhebung seufzen, nun selbst zur Armseligen geworden ist, der man halb aus Gewohnheit halb aus Gutherzigkeit ein Stündchenalmosen spendet. Jeder Pfarrer weiß, wie weit im Volke die Ansicht verbreitet ist, daß man dem Pfarrer durch Kirchenbesuch einen Gefallen erweise und durch Wegbleiben einen Streich spiele. Ich kannte einen Wirt und Dorfgewaltigen, der immer dann, aber auch nur dann, dem Pfarrer und seinem Herrgott im Gotteshaus die Ehre des Besuchs schenkte, wenn in der Woche vorher der Pfarrer wenigstens einmal bei ihm im Wirtshaus war. Man konnte beliebig die Probe machen. Das sind nicht etwa vereinzelte Ausnahmen. Das Volk sagt damit klar: die Kost schmeckt mir nicht. Will etwa jemand einwenden: Dem verderbten natürlichen Menschen schmeckt freilich das ernste Wort Gottes nicht! so sage ich: Nein, wo dem Niederträchtigen das Hohe, Göttliche echt und gewaltig und unerwünscht entgegentritt, da kann es seinen Haß erwecken, nimmermehr aber Gleichgiltigkeit. Dann ist das Göttliche echt, wenn alle redlichen Gottsucher in freudige Aufregung, die andern aber in Zorn geraten.

Wie unbegreiflich unpsychologisch denkt doch die Kirche! und wundert sich dann, daß es bergab mit ihr geht. Da läuten landauf landab zweimal in der Woche alle Glocken breit und lang zu sogenannten Wochengottesdiensten, Betstunden, Bußtagen, Apostel- und Marientagen. Die Leute hören sich rufen, zehn Minuten lang, aber zu kommen fällt ihnen nicht ein, in sehr vielen Gemeinden nicht einem einzigen, sodaß oft genug der Pfarrer allein mit Organist und Meßner die Apostel ehrt, oder diesen Amtspersonen, deren Gegenwart bezahlt ist, Buße predigt. Glücklich, wenn noch ein altes Weiblein, oder zwei, bunte Reihe machen.

Warum schafft man diese nicht mehr zeitgemäßen Einrichtungen, die das Ansehen der Kirche nur mindern können, nicht einfach ab und giebt dafür den Gemeinden das Recht, derartige Vorträge vom Pfarrer zu erbitten, sobald sich zu solcher Bitte — ich will nicht sagen fünfzig oder vierzig, sondern auch nur fünf Gerechte zusammenfinden. Aber wie dort in Sodom —: an vielen Orten wärens nicht einmal fünf.

Fürwahr, wer neben dem traurigen Tiefstand des öffentlich-kirchlichen Lebens die Weisheit betrachtet, mit der die Kirche ihm begegnet, dem könnte wohl der Schreck in die Glieder fahren: wie? ist es wirklich schon so weit? gießt Gott schon die Zornesschale aus? Quem deus perdere vult, prius dementat.

Und doch ists noch immer wohl Zeit für die Kirche, und wenn sie bedenkt zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dient, dann wird man alle die zerstreuenden und streiterweckenden Fähnchen verlassen, die nur von Menschen aufgerichtet sind, und wird sich versammeln zu dem, der gesagt hat: Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete.

Ist es denn gar so schön, geistige Sonderbündelei zu treiben, jede andre Auffassung von Gott und Welt sich vom Leib zu halten, nur den als Bruder zu erkennen, der Ja sagt, wo man selbst Ja sagt?

Ist das so unwiderstehlich schön, dann freilich müßte Jesu Wunsch, daß Ein Hirt und Eine Herde sein soll, noch länger zurückstehen; denn jener Einheit, die die Hauptströmung der Kirche noch immer meint, der Einerleiheit des Denkens, widerstrebt der Gott, der diese Welt regiert. Wie ist die Kirche schwach geworden bei diesem Streiten wider Gott und Christus! Muß sie noch schwächer werden, bis sie endlich einsieht, daß es so nicht sein soll; daß es genug sei für den Christen an dem, was Christus selbst von seinen Jüngern verlangt: Gehorsam gegen seine Gebote?

Es ist ein grausames Beweisverfahren, das die Logik der Thatsachen am Leib der Kirche vollzieht, aber man darf hoffen, daß noch Weisheit da ist, die den Thatsachen vorausschaut, und daß die Kirche auf den Schluß des Beweises verzichtet, um bekehrt zu neuem Leben aufzublühen.

E Christaller

---

## Der Privatier

Besinne dich doch!
Nur einen Schritt, so bist du frei! —
— Wären wir nur den Berg vorbei! —
Faust I

Alles zugleich Auffallende und Häufige in einer Zeit mit einander in Einklang zu bringen und auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen, ist die Aufgabe desjenigen Teils der politischen Wissenschaft, welchen man füglich den realistischen nennen kann. Er hat die breite Masse der Menschheit vor Augen, deren Thun und Treiben sich so wesentlich von dem jener geringen Minderheit unterscheidet, welche den Stoff für die eigentliche Geschichte, die idealistische abgiebt, wie in der Musik der breite, harmonische Strom der Begleitung von der hellen Stimme des melodieführenden Diskants.

Gegenwärtig nun sehen wir die politische Forschung mit einem eigentlich beispiellosen Eifer diesem realistischen Teile

ihrer weitläufigen Aufgabe sich hingeben; wobei nicht minder auffallend sein mag, daß sie, ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, sich nicht damit begnügt, die Vergangenheit zum Gegenstand ihrer Untersuchungen zu machen, sondern vielmehr umgekehrt die Gegenwart von ihr sichtlich besonders bevorzugt wird und ihren Ausgangspunkt bildet, und die Zukunft ihr ganz besondrer Liebling werden zu sollen scheint.

Dieses Hervortreten des Realismus auf dem Gebiete der politischen Wissenschaft läßt sich schwer begreifen, wenn man nicht annehmen will, daß das Gewöhnliche, im alten (Goethischen) Sinne Gemeine und darum Häufige einen hervorragenden Anteil an dem Gange des bürgerlichen Lebens gewonnen hat: sodaß es sich täglich nicht nur der Kunst, sondern sogar der Wissenschaft so lebhaft aufdrängt, wie es in der hinter uns liegenden Zeit nur das Hervorragende, Bedeutende that.

Vor einiger Zeit*) wurde in diesen Blättern darzulegen versucht, welche völlige Veränderung das moralische Gesicht der zivilisirten Welt durch den Umschwung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse erfahren habe. Die alte, strenge, steife Wirtschaftsform zerschlagen, um einer äußerst ergiebigen zentralisirten Produktionsweise die Freiheit zu verschaffen, die sie brauchte. Ein noch nie erhörter Verkehr als Folge des technischen Fortschritts und zugleich als Mittel um jene Konzentration der Produktion in Szene zu setzen. Infolge dieses Verkehrs und der durch den leichteren Erwerb herbeigeführten dichteren Bevölkerung eine außerordentlich gesteigerte Macht des Staates, der nun endlich einmal imstande ist, die in allen Zeiten zunächst begehrte Unterdrückung aller Gewaltthaten erfolgreich durchzuführen. Wie aber dieser gesteigerte Verkehr auch eine psychische Entfernung der einzelnen Glieder des Ganzen von einander erzeugt habe und als deren häßliche Frucht intellektuelle und moralische Gleichgiltigkeit gegen das Thun und Lassen und das Schicksal der Nebenmenschen, Unzuverlässigkeit und Rücksichtslosigkeit der Person, wozu die Rückwirkung der Unzuverlässigkeit und Rücksichtslosigkeit der Geschäfte ein festes Fundament legte, und wie der doch so mächtige Staat so ohnmächtig sei gegenüber dieser kleinen Immoralität, weil er, um die neue wirtschaftliche Epoche zu ermöglichen, sich auf eine behandschuhte Rechtsordnung habe beschränken müssen. Also eine starke Verfolgung der Immoralität in ihren schweren Formen (der groben Immoralität) und daneben eine ganz auffallend laxe Haltung des Staats und der Gesellschaft gegen die Immoralität in ihren leichten Formen (gegen die feinere Immoralität), welche sich denn auch alsbald recht üppig entwickelte, dies ist das moralische Kriterium der Moderne. Das der großen Mehrzahl der Menschen innewohnende Immoralische leichteren Art darf sich ans Licht wagen und ungenirt sein Wesen treiben, die Zeit ist gemein geworden.

Diese Art von Immoralität äußert sich zunächst in dem Hang nach materiellem Erwerb und niedern Genüssen. Aber das ist erst der Hang. Um zu reüssiren, seinem Triebe zum Erfolg zu verhelfen, bedarf es immerhin, wenn auch nur einer mittelmäßigen Intelligenz in extensiver Hinsicht, so doch einer intensiv thätigen Natur. Zu viel Intellekt ist schädlich, ein beschränktes Maß aber ist nützlich, wenn es scharf ausgeprägt und lebhaft ist. Das richtige Prädikat für solche psychische und intellektuelle Konstitution ist wohl Munterkeit. Man muß bei der Hand sein, um zu den Auserwählten zu gehören, und so ist es wohl nicht zu verwundern, wenn der Auserwählten ebenso verhältnismäßig viele sind, wie der Berufenen. Man kann es jetzt zu etwas bringen, ohne, in irgend einer Hinsicht, etwas zu sein, indem man mit untergeordneten Fähigkeiten einen ganz bedeutend wirtschaftlichen Erfolg erlangen kann. Die Folge davon ist, daß viele unbedeutende Bürger trotz ihrer Unbedeutendheit wichtige Personen geworden sind und es sein werden, bis das Volk in seiner Totalität auch unter den veränderten Verhältnissen wieder ein gesundes, auf das Wesentliche ausschauendes Urteil gewonnen haben wird.

Also Eigenschaften, die durchaus gewöhnlicher Art und wo nicht allgemein, so doch verhältnißmäßig häufig verbreitet sind, genügen, um in der Moderne einen Bürger zur Wohlhabenheit gelangen zu lassen, weil dieser Erfolg in ihrer Natur fest begründet und durch die Freiheit des Verkehrs und die so vielfältige Gelegenheit und die reichen Mittel des Erwerbs aufs äußerste begünstigt ist, während ihm andrerseits die moderne Ordnung kein Hemmnis entgegensetzt. Nun ist aber der moderne Verkehr, der der Profitlichkeit so weiten Spielraum läßt und der Pfiffigkeit so viele Wege zeigt, auf der andern Seite wieder recht unzuverläßig, und ist deshalb im allgemeinen ein noch so einträgliches Geschäft heute immerhin eine unsichre Quelle wenn auch noch so großen, ja glänzenden Einkommens. Daher gehört nicht bloß ein besondrer Mut dazu, sich schließlich nach längern Erfolgen auf die ganz großen Geschäfte zu verlegen, die im ganzen ihrer Natur nach die gefährlichsten sind, sondern es gehört sogar schon so etwas Aehnliches dazu, ein mäßiges Geschäft solange zu führen, als man überhaupt sich als rüstig betrachten muß. Es ist eine mißliche Sache, bis ins Alter in solcher Unruhe (unter beständigem: Qui vive!) fortzuleben. Man hat vielleicht Söhne, Schwiegersöhne, aber ob die ebenfalls genugsam bei der Hand sein werden, ist zweifelhaft. Will man also der Hast und Unruhe einmal endlich los und ledig werden, so bleibt nur eins übrig: frühzeitig zu sparen und dann sein Vermögen vollständig aus den Geschäften herauszuziehen, um von sicheren Renten zu leben. Und nicht allein die Gefahr, das bereits Erworbene wieder zu verlieren, drängt zu diesem Rückzug: die Verlaufenheit der Verhältnisse hat ja auch das wahre, tiefere Interesse der Menschen an einander geschwächt, ihre Empfindlichkeit abgestumpft, das Glück vom Unglück sorgfältig getrennt, sodaß es seinen Anblick nur noch von fern und abgeschwächt oft bis zur Unkenntlichkeit zu ertragen braucht. Daher will Keiner mehr dem Andern helfen und ist schließlich Jeder auf sich selbst angewiesen. Also, selbst wenn die Geschäfte gut und solide gehen, bleibt noch ein Rest von Unsicherheit bestehen. Und dieser in der That miserable Zustand persönlicher Unsicherheit hat erst ein Ende, wenn man soviel erworben hat, daß man von den Renten des Erworbnen bequem leben kann. Das Ziel ist also: der Privatier. Wahrlich, wenn Gier des Erwerbs noch nicht gemein genug erscheint, dann muß es der Schmutz des Geizes erscheinen, ohne den solch ein Ziel in solcher Allgemeinheit nicht erreichbar wäre, und welcher, wenn er über der Emsigkeit des Zusammentragens noch versteckt bleibt, hinterher, wo es gilt, das Zusammengehamsterte unvermindert zu erhalten oder gar noch zu vermehren, nackt und bloß zum Vorschein kommt. Die Zeit ist gemein geworden. Sie hat die gewöhnliche, nackte, unverblümte Habgier aufgerührt, und zugleich preßt sie durch das beängstigende Bild der Sorge und die von überall her grinsenden Fratze der Teilnahmlosigkeit die Menschen dem schmutzigsten Geiz, der erbärmlichsten engherzigsten Knauserei in die Arme. Jeder sieht nur, was er zu gewinnen und zu verlieren, was er in der Zukunft zu hoffen und zu fürchten haben möchte.*) Und weil diese moralische Qualität in Verbindung mit der oben charakterisirten Art von Intelligenz recht häufig ist, so setzt dieses erbärmliche Motiv viele Herzen und Köpfe in Bewegung. Schlechtes und rechtes Mittelgut wird auf solche Weise zur besitzenden und darum vorerst führenden Klasse.

Solch ein Glücklicher, der auf seinen Renten spendenden Häusern oder Papieren sitzt, könnte wirklich meinen, es sei die ganze verwickelte Staatsorganisation und die ganze Volkswirtschaft, ja schließlich das Schauspiel der ganzen Welt nur dazu da, ihm ein recht behagliches, kurzweiliges Dasein in vollkommner Sicherheit zu verschaffen. Ohne das Bild weiter ausmalen zu wollen, dieser Mann führt ein Dasein, wie es eigentlich noch zu keinen Zeiten dagewesen ist. Denn immer und überall war viel Besitz mit Gefahr verbunden, meist sogar mit sehr großer; mindestens aber mit seelischer Anspannung

*) Vgl. Vorigen Jahrgang Nr. 30: Moral und Volkswirtschaft. (Dazu die Berichtigung in Nr. 31!)

*) Die sichtliche, zum Teil babylonische Verschwendung, die wir heute wahrnehmen, darf uns nicht irre machen: unsre Zeit ist, im ganzen genommen, im Verhältnis zu ihren Mitteln geizig. Der infolge des Kapitalüberflusses gern sinkende Zinsfuß erhöht die krankhafte Sparsamkeit noch, oft bis zur äußersten Grenze.

und Arbeit, denn nur durch solche war die Gefahr fernzuhalten oder das Vermögen fruchtbar zu machen. Der moderne Privatier hat nur eines zu befürchten: daß er von den Genüssen, die sich ihm bieten, und für die der Ausgleich der täglichen Arbeit fehlt, krank werde; sonst eigentlich nichts. Kleine Geschäftchen, die man so nebenher im Stillen macht, um die Interessen des Vermögens zu erhöhen, sind viel mehr ein pikanter Reiz, als eine ernstliche Beunruhigung.

Indessen entdeckt mancher, der in diesen glorreichen Beruf eingetreten ist, mit einemmale in sich etwas, das ihm selbst bis dahin am meisten verborgen geblieben war, nämlich Ehrgeiz. Ist dies der Fall, so beginnt eine belustigende Komödie zwischen zwei Personen, nämlich derjenigen, die der Held ist, und derjenigen, die er vorstellen soll. Der Mann wird, sobald er aufhört, ein Figurant zu sein, nichts andres als ein Hanswurst. Es giebt auch Ausnahmen, genug. Mancher zeigt echten Ehrgeiz und bewährt wirkliche Trefflichkeit, nachdem er dem Gelderwerb Valet gesagt hat, der ihm mehr nur ein Weg zur Freiheit, vielleicht der einzige, erschien. Aber daß selbst die Bessern sich erst als solche zeigen, nachdem sie lange, lange den Andern fast gleich gewesen sind, das ist ja dann doppelt traurig!

* * *

Von einer Zeit, in der solche Erscheinungen in den Vordergrund treten, sollte es niemanden Wunder nehmen, wenn er in ihrer Kunst den Realismus bis zum Cynismus entwickelt sieht. Wer sich so sehr hierüber aufhält, der überlege sich, daß das, was die Kunst vorführt, das Leben ist, und daß der Geschmack des Publikums sie erhält und ablöhnt.*) Ein Gemeinwesen, das solche Blüten treibt wie unsern Privatier, dieses Nichts in Freuden, Behagen und Ehren, muß von Gewöhnlichkeit strotzen. Nach dem Ziele, das diese Glücklichen erreicht haben, streben gleichzeitig viele Andre, noch mehr wiegen sich in der Hoffnung, bald mitlaufen zu dürfen: in derlei Gedanken aber bewegen sich fast alle. Der ökonomische Gedanke beherrscht alles. Das technische Streben und die technischen Fähigkeiten, durch Maschinen und Arbeitsteilung ohnedem ihres natürlichen Charakters beraubt, sind überhaupt an die zweite Stelle gesetzt und müssen sich den ökonomischen entweder assoziiren oder unterordnen, in der breiten Masse aber sich völlig unterjochen lassen. Oekonomisches Wissen und Können aber ist im Vergleich zu technischem etwas Gemeines. Technisches Können und Streben veredelt, es ist der Art nach Kunst, wenn auch der eigentlichen Kunst untergeordnet, und in der Wirkung auf den Intellekt und dadurch unmittelbar auf den Charakter der Kunst völlig gleich, ja ethisch-praktisch genommen noch bedeutender. Dazu das Fehlen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Pressung der frühern Zeit, das Aufhören jeder gegenseitigen Kontrolle, das beständige Einanderausweichen, infolgedessen eine richtige Ausbildung des Charakters nicht mehr nötig ist und daher auch schließlich unterbleibt. Hierin ist der Grund

*) Soweit die Kunst bildende Kunst war, wirkte die Ernüchterung zunächst wohlthätig; sie war mangels andrer Modelle und mangels Verständnisses genötigt, sich wieder dem ganz Einfachen, körperlich, physisch Natürlichen zuzuwenden, das ihr Hauptgebiet ist und bleibt. Die schöne Litteratur, in derselben Schwenkung, verfiel auf das ihr nicht Zugemessene und geriet damit in den Sumpf der niedrigsten Erotik. In wirkliche Verlegenheit geriet die dramatische Kunst, die nicht in dieses Gebiet folgen durfte, außerhalb desselben aber schlechterdings keinen ihr angemessenen Stoff mehr fand: indem ihr Thema die formale Seite des menschlichen Charakters ist (nämlich als Ursache seiner Lebensgeschicke), welche Seite sich in dem modernen Leben vollständig verflacht und dafür in ganz peinlicher Weise das substantiell Ethische (Moralische) als allergewöhnlichster Egoismus sich vorgedrängt hat, welches kein dramatisches Interesse erweckt. Dem Dramatiker bietet nur eine ethisch hochgespannte Gesellschaft echten Stoff; wo er solche nicht lebend um sich vorfindet, kann er sie aber nicht schildern, denn keine Kunst kann der Modelle entbehren. Daher wir heute entschiedne dramatische Talente sich vergebens um ihre Aufgaben quälen sehen und die Klügeren sich dem Roman widmen, der in seiner Langatmigkeit auch verwaschene Charaktere nach und nach deutlich und ihr Schicksal verständlich machen kann. — Eine Zeit, die vermöge ihrer starken ethischen Spannung eine bedeutende dramatische Kunst erzeugt, zeigt umgekehrt schließlich als Frucht ihres Optimismus die schwachen und unechten Genres des Rührstücks und der Tugendkomödie. Vgl. Nr. 43 f. d. v. J.



zu suchen, wenn wir in den herrschenden Klassen wüsten Sinne genuß und im günstigsten Falle prahlerische, hohle Geiste virtuosität die freie Zeit ausfüllen sehen. Und aus demselb Grunde erfüllt unterhalb der vom Glück Bedachten e murrendes Volk mit Widerwillen einen Beruf, der in sein innern Art nicht trauriger, allein durch die allgemeine Unsiche heit aber, welcher sich hier noch der Mangel zugesellt, noch me getrübt ist und dabei das Familienleben rücksichtslos zerstör was Wunder, wenn dieses Volk zum großen Teil dabei ve lumpt ist?

Es ist klar, daß ein solcher Zustand auf die Dauer ni ertragen wird. Sich nicht dagegen auflehnen heißt verkomme und wenn wir da und dort Grund zu haben glauben, über d Art und Form der Auflehnung uns zu entrüsten, so sollten w uns dadurch die objektive Betrachtung des Ganzen nicht ve drießen lassen.

Es giebt einen Unterschied zwischen den Menschen, der allen Zeiten allgemein freiwillig anerkannt und als berechtigt Grund zur Verschiedenheit des Besitzes, des Genusses, der Ehru und der Macht angesehen worden ist. Und das ist der Unte schied nach der natürlichen innern Qualität. Die gan Geschichte zeigt das offenbare Bestreben der Mehrheit, die Güt und Ehren dieser Welt nach diesem Prinzip zu verteilen, beständ durchkreuzt durch die List oder Gewaltthat des Egoismus. Name lose Blutgerichte von der einen wie von der andern Seite erre und vollzogen, bezeichnen den traurigen, gewundnen Weg, auf dem d Menschheit langsam dem sittlichen Ideal sich nähert, das nur a solcher Grundlage bestehen kann. Ueberall, wo breite Schicht eines Volkes über Bedrückung oder Ausnutzung sich beklage ist die Ursache, daß dem Belieben des Egoismus Einzelner od gewisser, oft gar nicht großer Klassen zu viel Freiheit belass ist, daß nicht genügende öffentliche Institutionen vorhand sind, um ihm bei seinen Gewaltthaten oder auf seinen Schleic wegen zu begegnen. Nicht auf die toten Dinge, wie d Grundeigentum, das Geld, das Kreditsystem, das Kapital alle soll man darum schauen, wenn man nach dem Grunde politisch Uebelstände forscht, sondern auf das, was der Egoismus mitte Gewaltthat und Falschheit aus diesen an sich harmlosen Ding zu machen vermöchte. Und da der sich stets nach den gegebn Verhältnissen mit einem ganz bewunderungswürdigen Insti zu richten und sie zu seinem Nutzen wohl zu drehen und wenden weiß,*) so folgt daraus, daß jedes volkswirtschaftli System eines ganz eingehenden scharfen Systems von Schu maßregeln gegen solche Gelüste bedarf, und daß daher, wen wie dies mit Eintritt der modernen Wirtschaftsform gescheh das alte System, als dafür völlig unbrauchbar, weic mußte, ganz selbstverständlich an seine Stelle ein neues treten hatte. Wenn sich dieses Bedürfnis nicht alsbald fühl machte, so ist dies einfach dadurch zu erklären, daß die ziehung, die die alte, strenge Wirtschaftsordnung ihren Bürg angedeihen ließ, noch lange in die folgende Epoche hin nachwirkte, so daß erst in der Moderne der Sche und Lümmel recht ans Tageslicht gekommen ist.

Die Verwechslung der künstlich eingeprägten und erhalte öffentlichen Moral mit der natürlichen und der große Irrt daß es diese sei, die im praktischen Beruf den Mensc zügle, ist der Grundirrthum der Manchesterlehre. Man freute von ganzem Herzen der zahlreichen technischen Erfindungen ökonomischen Verbesserungen, die so glänzende Resultate liefer Man konstruirte auf das scharfsinnigste den kausalen Zusamm hang zwischen den neu angewendeten Mitteln und dem schaftlichen und intellektuellen Fortschritt, jenes lebendige bloß scheinbar unwirksame Mittelglied des Moralischen gän außer Acht lassend, und war noch lange taub gegen alle wände, als bereits an Stelle der altväterlichen Zucht Grundsätze ein neues, unternehmendes Geschlecht das Do vom Profit, anfangs im Stillen, bald aber mit cyni

*) Man beachte nur die wunderbare Abwechslung und oft blüffende Einfachheit der Mittel, mit denen die Unterschlagunger gangen werden! Hier spottet der Hyperegoismus des Verbrechers haupt jedes Präservativs.

Offenheit einsetzte und eine anfänglich bloß rücksichtslose Konkurrenz anfing mit allen Mitteln zu arbeiten, sekundirt von einem schamlosen Wucher, der mithalf, den Kessel des Kapitals bis zum Rande zu füllen, aus dem zu immer neuen Gründungen geschöpft wurde. Das drohende Murren der Landbevölkerung, vorzüglich aber die sittliche Empörung des Richterstandes gab die Veranlassung, daß der Wucher — spät genug — vor dem Gesetze fiel. Nicht so einfach war die Aufgabe der Eindämmung der Konkurrenz, der künstlichen Fassung der wilder und wilder gewordnen Gewässer. Auch diese aber wird, wie alle Reformen zu Gunsten der Gerechtigkeit und der Moral, nur aus allgemeinem sittlichen Widerwillen gegen das Bestehende ihre Kräfte beziehen. Dieser allgemeine und ehrliche Widerwille wird es dann auch sein, der nützliche und unmittelbar praktisch verwertbare Mittel auffinden lassen wird, nicht die hochtrabende Doktrin des gelehrten Sozialismus mit ihren vom Manchestertum übernommenen Kadavern von Begriffen toter Dinge wie Geld, Kredit, Kapital.

Aber wie soll uns der reiche Zufluß zum Kapitalvorrat der Volkswirtschaft erhalten bleiben, jenem Vorrat, aus dem alle Unternehmungen zu schöpfen angewiesen sind und von dem die Bewahrung des Errungenen und der Fortschritt zu Besserem abhängt, wenn dem Hang zum Erwerb Fesseln angelegt werden? Das haben wir schon oft gehört und sollten uns endlich einmal überzeugen, daß es ein auf die Aengstlichen berechneter Gemeinplatz ist. Nur eine beständig spekulirende Gesellschaft braucht so viel Kapital, ja kann eigentlich nie genug davon haben. Eine Volkswirtschaft, die bloß den Verbrauch ihrer Anlagen und Einlagen ersetzt, hat nicht so viel Kapital nötig, ja selbst eine fortschreitende hat es nicht. Und wenn der Eifer der habgierigen Elemente nachläßt, so wird der der überwiegenden besseren um so größer sein; wenn die Furcht aufhört, die Aengstlichen anzuspornen, und Sorge und Mißtrauen ihnen nicht mehr tagaus tagein ihr unerträgliches Memento zuraunen, so wird Witz und Heiterkeit die Arbeit erleichtern und ein echtes inneres Leben wieder die freie Zeit ausfüllen und als Zweck und Ziel aller Arbeit erscheinen wie als wahre Erholung dienen. Die Produktion von Schund und Tand, die ausschließlich bloß den Produzenten ersprießlich ist, im übrigen aber nur dazu dient, Lumpe noch lumpiger und Laffen noch unausstehlicher zu machen, wird vor dem wieder erwachenden Sinn für Solidität und Geschmack verschwinden, zugleich mit der chronischen Arbeitslosigkeit, und es wird dadurch eine große Menge zur Zeit nutzlos geleisteter oder einfach verlorner Arbeit nutzbringend eintreten. So hat vielleicht die kommende Gesellschaft, trotzdem sie weniger darben und auch weniger sparen wird, weil Sicherheit und Behagen der Arbeit zu sorglosem Verzehr anreizen, mehr Einkommen und Kapital für die Pflege der idealen Güter übrig, als die bestehende, wonach ihr dann auch für die Wahrung ihrer Würde und für eine gesunde Ausdehnung die richtigen Mittel zu Gebote stehen werden.

Adolf Perino

---

## Piccolo Mondo Antico

von Antonio Fogazzaro, Mailand. Galli, 1896. 5 Lire

Dieser zweite Roman des Dichters hat größere Teilnahme gefunden als der erste: Daniele Cortis, der seiner Zeit in der Christlichen Welt mit Begeisterung besprochen wurde.*) In Italien hat man diese nicht geteilt. Der Süden glaubt nicht, daß eine Frau so nahe am Abhang hergehen kann, ohne zu stürzen; und wenn sie es dennoch nicht thut, verzeiht man ihr nicht, daß sie den Mut dazu nicht hatte! Es ist eine seltsame Thatsache, daß die Frivolen die „Elena" jenes Romans ebenso scharf verurteilt haben als die Ernstgesinnten.

Eine einfache Ehegeschichte mit der einzigen Verwicklung des religiösen Problems ist für Italien sehr selten. Es zeugt von selbständigem Denken, daß der Dichter dies hier versucht. Il piccolo Mondo antico, die kleine Welt von damals, ist ein bescheidnes häusliches Bild in welthistorischem Rahmen. Darin

*) Vgl. Jahrgang 1892, Nr. 40.



liegt sein Reiz und des Dichters Kunst. Er hat die vaterländische Bewegung seiner engern Heimat Oberitalien mit großem Geschick verwendet, um die Freuden und Leiden seiner Helden ins rechte Licht zu setzen und dem Leser die Seele zu weiten durch den Ausblick auf den Horizont großer Interessen.

Die Erzählung spielt am Luganer See zur österreichischen Zeit 1848—59; gerade damals, als das Joch des verhaßten Fremden der Lombardei am unerträglichsten wurde und Piemont in der Stille sich zu seiner großen Aufgabe rüstete, den nach Einheit strebenden italienischen Stämmen Führerin zu werden, während in Cavour und Vittorio Emanuele Herz, Kopf und Schwert der Italia una zubereitet ward. In frischem Gedächtnis waren noch die Straßenkämpfe der Cinque Giornate von Mailand, Hainaus Blutbad von Brescia, die Niederlage von Novara. Aber der Krimkrieg hob mächtig die Geister:

Erst Rußland, dann Oesterreich! so ging es flüsternd durch die Häuser der Patrioten; der Krieg, die Befreiung naht! Der dreifarbigen Fahne Heil!

Die Poesie der allen Gotthardfahrern bekannten Landschaft hat auch des Dichters Seele durchdrungen, aber er läßt den Leser zum Träumen nicht kommen, vor österreichischen Grenz- und Steuerbeamten und all den kleinen Reibungen, die zu dem großen Ziele mithelfen müssen. Den feinsten Stift aber hat er genommen zur Seelenmalerei. Aus dem Kreise der mit Humor gezeichneten Persönlichkeiten der kleinen Welt jener Orte und Tage, ihrer Neigung und Abneigung gegen den Gewalthaber hebt sich der Sohn des adligen Geschlechtes, der zu arbeiten nie gelernt, in warmer religiöser Empfindung mit Musik und Blumen seiner Häuslichkeit lebt. Neben ihm steht die trotz der harten Großmutter errungne Gattin, eine thatkräftige, klare Natur ohne religiöse Bedürfnisse, aber mit einem Durst nach Gerechtigkeit, Wahrheit und Tüchtigkeit. Das Glück der jungen Ehe wird durch ein holdes Töchterchen erhöht. Leise, ganz leise beginnt der Mißton ihrer Gemüter, bis er im hereinbrechenden Sturm zur vollen Dissonanz wird. Wir kennen solche Ehen guter Menschen: die härtere Natur, die tötlich verletzt, wo sie ehrlich zu sein strebt; die weichere, die in ihr religiöses Empfinden alle Kraft ergießt, die sie zum Handeln nicht verwendet, tragen allgemein menschliche Züge. Daß jene der Frau, diese dem Manne eignet, halte ich auch für das Resultat seiner Beobachtung. In den eignen Worten der Gattin verstehen auch wir im Norden beide ganz gut:

. . . Du faßt die Religion als ein Ganzes von Meinungen, Andachtsübungen und Vorschriften, das von der Liebe Gottes eingegeben und beherrscht wird. Mir ist eine solche Auffassung stets zuwider gewesen. Trotz ernstlicher Anstrengung ist es mir nie gelungen, für ein unverständliches und unsichtbares Wesen solche Liebe zu fühlen; ebenso wenig wie ich einsehen konnte, wozu es nützt, meine Vernunft zur Annahme dessen zu zwingen, was sie nicht begreift. Immerhin hatte ich stets den Wunsch, mein Leben auf etwas Gutes zu richten, das als höhere Idee über mein eignes Interesse erhaben sei. . . . Aber dann merkte ich, daß du wohl die Güte in Person bist, daß du das wärmste, edelste, großmütigste Herz auf Erden hast, aber daß dein Glaube und deine Andachtsübungen diese Schätze fast unnütz machten. Du bethätigtest dich nicht. Du begnügtest dich damit, mich, die Kleine, Italien, deine Blumen und Musik, die Schönheit des Sees und der Berge zu lieben. Das hieß, nur der Neigung deines Herzens zu folgen. Für die höhern Ideale genügte es dir, zu glauben und zu beten. Ohne Glauben und ohne Gebet hättest du das dir in der Seele brennende Feuer eingesetzt für das, was hier auf Erden ganz gewiß wahr, ganz gewiß recht ist, hättest du dasselbe Bedürfnis zu wirken empfunden, wie ich. . . . Religiös nenne auch ich mich; immer klarer steht es mir vor der Seele: es giebt einen Gott, mächtig und weise, wie du annimmst. Aber daß wir zu ihm reden, ihn anbeten, ist ihm ganz gleichgiltig. Was er von uns will, verstehen wir aus dem Herzen, das er uns anerschaffen, aus dem Gewissen, das er uns gegeben hat. Wir sollen allerorten das Gute lieben, das Böse hassen und rastlos wirken im Einklang mit dieser Liebe, diesem Haß, vornehmlich aber uns nur mit dieser Erde beschäftigen, mit den Dingen, die wir verstehen und fühlen können.

Daß diese Lebensphilosophie nicht ausreicht, wenn die Fittiche des Todes die Seele mit ihren Mahnungen an das Unsichtbare streifen, hat der Dichter meisterhaft gezeigt. Sowie das große Leid hereinbricht, bäumt sich der entschlossene Haß der Frau gegen alles Göttliche titanenhaft auf, uns die scharfe Skepsis lateinischer Art enthüllend. Die Szene ist von erschütternder Kraft und Unmittelbarkeit. Das tote Kind an der Brust redet sie mit ihm, als ob es lebe:

Genug, sagte der Doktor energisch, indem er das Licht niedersetzte. Reden Sie immerhin mit dem Kinde, aber nicht mit seiner Hülle hier, sondern mit seiner Seele droben im Paradies. . . . Der Eindruck war furchtbar. Jede Zärtlichkeit verschwand aus Luisens Zügen. Sie wich finster zurück, indem sie die Leiche an die Brust drückte. Nein! schrie sie auf, nicht im Paradies! Mein, mein ist das Kind! Gott ist ein böser Gott! Nein, ich gebe es ihm nimmermehr!

Den Vater ereilt die Nachricht in Turin, wo er arbeiten gelernt hat und mit Anspannung aller Kräfte dem Vaterlande dient. Obgleich ihm im Oesterreichischen der Kerker droht, ist er nicht zu halten. Aber die große Trübsal entfremdet ihn nicht der hehren Aufgabe Italiens. Zusehends wächst der Mann, nimmt sein Charakter größere und festere Formen an. Seine Ankunft über die Bergpfade, das kurze Verweilen, die Flucht vor den Schergen des Despoten, wie oft haben wir von Freunden ähnliche Erlebnisse vernommen. Die Spannung wird durch drollige Episoden gemildert; der Dichter ist nie liebenswürdiger als gerade hier. Nur bei der im Leid versteinerten Mutter, die aus dem kleinen Grabe einen Götzentempel macht und den Gatten schier vergißt, der doch die erste Liebe gewesen, erscheinen mir die Farben etwas zu stark. Jedoch wer weiß? Das Menschenherz ist ein seltsames Ding. Junge Leser werden auch mit dem Schluß nicht zufrieden sein, denn der wiedergefundne Gatte ist fern auf den heißen Schlachtfeldern des Jahres 1859, wo dem Doppeladler die Schwingen zerbrachen. Wir Aelteren allerdings verstehen die Dinge anders. Ihr, der stärker sich Wähnenden, sind alle Stützen zerbrochen. An Gott irre geworden, von den aus dem Jenseits zitirten Geistern genarrt, droht ihr der Irrsinn, lockt sie der Tod. Er der Weichere, ist stark im Frieden mit seinem Gott, in der Beugung unter seine Hand, stark genug, um ein neues Liebeswerben zu versuchen, die Trennung zu ertragen, an den Sieg zu glauben.

Das ist eine Art Lösung im Sinne des christlichen Idealismus, wenn auch nicht die von uns gewünschte. Wir erwarten eine Bekehrung; der Dichter überläßt dem neuschaffenden Leben, daß es Luise aus dem Irrgarten des Schmerzes zurückführe zu dem Gott, der vom Tode erretten kann, weil Er das Leben ist.

Das Buch trägt den Charakter eines guten, liebenswürdigen Katholizismus, in dem wir das Gemeinsame mehr empfinden als das Trennende, und wobei uns recht zum Bewußtsein kommt das hüben und drüben geltende große Gesetz: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade.

Maria Sell

---

## Verschiedenes

**(Die Unsterblichkeit im Lichte der modernen Wissenschaft)** von O. Hartwich. Leipzig, Wigand, 1895. 40 S. 90 Pfg.

Hartwich versucht die Frage nach der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes von dem Boden einer völlig unbefangnen Analyse der empirischen Thatsachen aus zu beantworten, indem er das seelische Leben der organischen Wesen untersucht und dabei den fundamentalen Unterschied von Mensch und Tier ans Licht stellt. Das Seelenleben des Tieres ist ein rein instinktmäßiges, dem Doppelzweck der Selbsterhaltung und Gattungserhaltung dienendes, vollkommen an den Apparat des Gehirns gebundnes und daher gattungsmäßig gleiches und mit dem Gehirn selbst vergängliches. Der menschliche Geist aber ist eine von dem auch im Menschen gegebnen, an das Gehirn gebundnen Instinktleben verschiedne Kraft, kann als bewußter Wille seine Thätigkeiten als solche erkennen und die Instinktzwecke der Selbst- und Gattungserhaltung durch höhere ausschalten; ja er kann im Selbstmord seine Instinktgrundlage in seinem Gehirnapparat zertrümmern. Der menschliche Geist bedarf also des Gehirns als eines Instruments, fällt aber mit ihm nicht zusammen, kann daher ohne Gehirn existiren, ja es ist nicht einzusehen, wie er durch Vernichtung des Gehirns und der damit erfolgten Auflösung des Instinktlebens soll vernichtet werden können. Ueber Art und Wesen dieser Fortdauer kann freilich die Wissenschaft nur Wahrscheinlichkeiten aussagen, unter denen die einer fortschreitenden Entwicklung die nächstliegende ist. Die knapp und gut geschriebne Abhandlung setzt somit sehr richtig bei der Grundfrage nach dem Verhältnis von Gehirn und Geist ein und bei der Frage nach dem Unterschiede menschlichen Geistes von tierischem Seelenleben. Allein die Sache ist damit schwerlich erledigt. Die Gleichsetzung des tierischen Instinktlebens mit dem Gehirnleben ist durchaus kein verständlicher Begriff und die Beschränkung des tierischen Seelenlebens auf den sogenannten Instinkt ist auch etwas sehr Fragliches. Aber richtig ist jedenfalls, daß im menschlichen Seelenleben etwas Eigentümliches und in sich selbst Gehaltvolles auftritt, das über die menschliche Seelennatur sich erhebt,



von dem natürlichen Zwang der physischen Selbst- und Gattungserhaltung sich befreit und von dem bloßen Gehirn sich noch deutlicher unterscheidet als das tierische Seelenleben. Der Unsterblichkeitsglaube selbst hängt aber weniger an dieser relativen Selbständigkeit des menschlichen Geistes gegenüber Seelennatur und Instinktzwang, sondern an dem Bedürfnis, jene geistigen Inhalte in ihrer Vollendung zu erleben und in ihnen nicht bloß lauter abgebrochne Anfänge zu sehen. In diesem Unterschiede vom Tier und nicht in einem lediglich andern Verhältnis zum Gehirnapparat liegt das Hauptmotiv des Unsterblichkeitsglaubens, oder wie Goethe sagt:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du mir deine Gründe nennen?"
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

E T

**(Das Evangelium der Armen)** Ein Jahrgang Predigten von Bernhard Dörries, Pfarrer in einer Vorstadt Hannovers. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896. 475 S. 5 Mk., geb. 5,80 Mk.

„Das ist Freude, das ist Leben, wenns von allen Zweigen schallt," so möchten wir mit dem deutschen Sänger von diesen Armenpredigten sagen, die übrigens ebenso gut für reiche Leute gehalten sein könnten. Ein voller Griff ins Menschenleben ist hier in eigenartiger Weise und mit dem schönen Erfolg gethan, daß nicht nur interessante, sondern wahrhaft packende, Herz und Gewissen ergreifende Bilder dargeboten werden. Dörries geht in dieser Richtung allerdings sehr weit. Er trägt kein Bedenken, eine ganze Predigt über den Selbstmord, eine andre über die Frauenfrage, eine dritte über das Geld, eine vierte über Volksfeste zu halten. Er wühlt alles auf, was in einer langen Woche den Menschen an Fragen beschäftigen kann, um Sonntags darüber Rücksprache zu halten. Seine Themata kümmern sich wenig um den Unterschied zwischen Volksversammlung und Predigt. Oefters geht der Kanzelton in den Vortragston über. Zuweilen siegt der Katechet über den Homileten. Die Gemeinde erfährt vom Grafen Tolstoi und wird mit dem Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung" bekannt gemacht. Tagesereignisse bilden die gelegentliche Einleitung, und an eingeflochtenen Geschichten ist kein Mangel. Aber es wäre wahrlich Unrecht, mit diesem lebhaften Talent zu rechten, das eben sich selber giebt. Ein Hauch von Gesundheit liegt über dem Ganzen. Das Christentum wird wirklich als frohe Botschaft, als Evangelium gepredigt. Die vergebende Vaterliebe Gottes, durch den „Zimmermannssohn," wie der Verfasser mit Vorliebe sagt, der Menschheit zugeeignet, ist die Summe dieser Verkündigung, die schlecht und recht darauf hinausgeht, dem armen Menschen der Gegenwart aus der Misere des Lebens ins Land der christlichen Ideale zu verhelfen. Daß die Ideale zuweilen etwas diesseitig und etwas realistischer ausfallen, als die Theologie des Verfassers eigentlich zuläßt, soll dem Evangelium der „Armen" zu gute gehalten werden. Sch

**(Ausgewählte biblische Erzählungen und Bilder aus dem Alten und Neuen Testament)** unsern Kindern gewidmet von * * *. Stuttgart, Carl Malcomes. 3,75 Mk.

Das ist ein nach Inhalt und Ausstattung schönes Buch für Mutter und Kind, wie für die Lehrer der Kleinsten. Nach ihrer anschaulichen Erzählungsart macht die Verfasserin auch den sprödern Stoff für das kindliche Gemüt anziehend und verliert dabei doch den Faden des Bibelworts nie aus der Hand. Man merkt es ihr auf Schritt und Tritt an, daß fromme Liebe zu den Kindern ihr Leitstern ist, und daß sie aus einer reichen Erfahrung gesegneter Lehrthätigkeit schöpft. Mit glücklichem Takte sind die eingestreuten Liederverse ausgewählt, in denen überall wie von selbst der religiöse Grundgedanke des Zusammenhangs durchklingt. Der Bilderschmuck gereicht dem musterhaft ausgestatteten Buch zur besondern Zierde, freilich sind nicht alle Darstellungen von gleichem Werte. Der Preis ist nicht zu hoch. x

**(Karl Holsten)** Der Heimgang Karl Holstens bedeutet für seine Freunde, Schüler und Verehrer, sowie für die theologische Fakultät Heidelbergs einen schweren Verlust, für die Geschichte der protestantischen Theologie einen Abschnitt. Eine eigenartige, gütige und kräftige Persönlichkeit, die mit begeistertem Feuer über alle Gegensätze der Wirklichkeit hinweg an die Versöhnung von Wissenschaft und Religion glaubte und diesem Ideal furchtlos die ganze Arbeitskraft widmete, ein hervorragender Lehrer, der die in langem Schuldienst erprobte Kunst des Lehrens auch auf dem Katheder bethätigte und dadurch in einer ganz ungewöhnlichen Weise seine Schüler an sich fesselte, ein überall tief bohrender theologischer Gelehrter, der in der Religionsphilosophie die Anregungen Schleiermachers und Hegels zu vereinigen suchte und in der Erforschung des Neuen Testaments die mit dieser Religionsphilosophie eng zusammenhängenden Forschungen F. Ch. Baurs zu ihren letzten Konsequenzen führte, ist er fast in jeder Hinsicht der Vertreter einer abgelaufnen Periode, die mit mehr Schwung und Rhetorik, mehr Konstruktion und Spekulation doch auch mehr innere Geschlossenheit und Siegeszuversicht in sich vereinigt hat. Wie auf allen Gebieten des Lebens ist auch in der Theologie während des letzten Drittels des Jahrhunderts ein Umschwung eingetreten, der an die Stelle des ruhigen Erbes unsrer klassischen Periode Unruhe und Zersplitterung, realistische Nüchternheit und skeptische Analyse hat treten lassen. Alle diese Charakterzüge treten scharf und deutlich hervor in der Gedächtnisrede, die sein Freund und Kollege Adolf Hausrath nach Heidelberger Sitte vor dem Begräbnis in der Aula gehalten und nunmehr dem Druck übergeben hat. (Karl Holsten, Worte der Erinnerung von Adolf Hausrath. Heidelberg, Petters, 1897. 15 S. 50 Pfge.) Die Rede, selbst ein Meisterstück psychologischer Feinheit und künstlerischer Abrundung, ist der würdige Nachruf für ein edles, großen Zielen selbstlos gewidmetes Leben.

Troeltsch

**(Friedrich Oehninger)** von Paul Oehninger. Mitteilungen aus seinem Leben und seinen Briefen. Mit Porträt. Basel, A. Geering. 2 Mk.

Man kann sich fragen, ob ein Recht vorliegt, das kurze Lebensbild eines mit dreißig Jahren schon vollendeten und in der Oeffentlichkeit ganz unbekannten jungen Theologen, dessen Lebensaufgabe Gott doch sichtlich auf den engern Kreis beschränkt und nicht für die große Welt gegeben hat, dieser vorzulegen. Aber immerhin mag dieses Leben des 1893 dahingerafften Schweizers nicht bloß ein lokales Interesse haben, sondern auch allgemein anregend sein. Wir sehen eine hypochondrisch angelegte, friedesuchende Natur, die zum Frieden kommt und ein hohes Vorbild christlichen Sterbens giebt, einen eigentümlich anregenden, ergriffnen Menschen von tiefem Gemüt und lebendigem Geist; einige seiner Briefe sind hervorragend (so S. 141 f.). Eine irenische Natur steht vor uns, die auch für die Sekten, besonders die Irvingianer, ein recht weites Herz hat. Eine charakteristische und feine Aeußerung an einen Juden lautet: Wir erwarten den gleichen Messias, Sie zum ersten- und wir zum zweitenmal. Edel ist auch das Wort, im Namen „Christ" liege eine bessere Opposition gegen das Judentum als im Namen „Antisemit." Das Studententum, das hier sehr deutlich den Wingolfscharakter trägt, hat naturgemäß einen sehr breiten Raum inne. Interessant ist für weitere Kreise übrigens, daß auf den Pfarrer Kneipp, dessen kernige Art von dem selbst zur Kur in Wörishofen weilenden Oehninger gut gezeichnet wird, ein milderes Licht fällt. Man lernt den römischen Priester („einen Edelstein in der römischen Konfession!" S. 153) wenigstens verstehen: „Die Propaganda liegt den Römischen im Blut." A R

**(Der letzte Mönch von Rastenberg)** geschichtlicher Roman von A. Schreckenbach (Bad Rastenberg in Thür., Friedrich Kühn. 166 S. 0,50 Mk.) führt uns in die Zeit der Romanisirung Deutschlands durch Bonifatius. Der letzte jener treuen, ehrenfesten Mönche, deren Herz und Geist der papistischen Neuerung widerstrebten, ist der Held der Erzählung, die zugleich die damaligen geistigen und sittlichen Kämpfe zwischen Christentum und Heidenwelt, Deutschen und Wenden in hie und da dramatisch packender Kraft dichterisch veranschaulicht. Zarte Empfindungen, seelische Vertiefung und Charakterentwicklung, religiöses Feingefühl und kulturgeschichtliche Färbung zeichnen die Dichtung aus. Wer das am Südwestabhange des waldreichen Finnegebirges, nahe der Schmücke und Hainleite anmutig gelegne uralte Stahlbad Rastenberg, wo der Dichter als Pfarrer wirkt, näher kennt, begrüßt in den Oertlichkeiten, die der Roman in ansprechenden Schilderungen berührt, mit besondrer Freude viele schöne Plätze der Natur in genußreicher Erinnerung. H Bw

**(Der christliche Orient)** Monatsschrift von Johannes Lepsius. Preis vierteljährlich 1,50 Mk. Das zweite Heft, 48 Seiten Großoktav, ist sehr mannichfaltig und interessant, auch gut ausgestattet. Daß es sich vor allen Dingen der Armenier annimmt, thut not. Wir Christen dürfen über den sonstigen Welthändeln im Orient dieses von der hohen Politik ganz verlassenen Volkes nicht vergessen. Erst jüngst haben wieder Metzeleien stattgefunden. Aber das Konzert der Mächte ist so herrlich im Gange, daß die Musik den Schrei der Sterbenden übertönt. — Bestellung nimmt jede Buchhandlung an, auch die Verlagsbuchhandlung W. Faber u. Co. in Westend-Berlin. R

**(Die Zeit)**, das national-soziale Tageblatt von Naumann und Genossen, vollendet nun bald ihr zweites Quartal. Der Fortschritt an Inhalt und Beherrschung der Lage ist bedeutend. Man sieht nun erst, wie ungünstig, wenn auch notwendig, die Belastung des ersten Quartals durch den Erfurter Parteitag war. Man kann jetzt wirklich riskiren, das Blatt als einzige Berliner Zeitung zu halten. Postzeitungsliste Nr. 7958. Vierteljähriger Preis 2,10 Mk. Probenummern versendet unentgeltlich die Geschäftsstelle Berlin SW 12, Zimmerstraße 8. R

**(Die Redaktion der Dünazeitung)** hat brieflich und öffentlich auf unsre Beschwerde mit so loyalen Erklärungen geantwortet, daß der Zwischenfall aufs freundlichste erledigt ist. Herr Dr. Nieten wird in den Spalten der Dünazeitung selbst seine Auffassung Ibsens und seines jüngsten Stücks verteidigen. D H

**(Redaktionelles)** Die Besprechung von Professor Zorns Schrift über „Die Hohenzollern und die Religionsfreiheit" in voriger Nummer ist ohne Wissen und Willen der Redaktion wie des Verfassers, und ohne daß diese Korrektur gelesen hätten, zum Abdruck gekommen. Sonst würden einzelne Ausdrücke, wie bereits verabredet war, noch zuvor geprüft und gemildert worden sein. Die sachliche Meinung freilich wäre dieselbe geblieben. Die Schärfe des Urteils über Zorns Auftreten auf der landeskirchlichen Versammlung wird jeder begreifen, der sich erinnert, wie er dort mit einer Dialektik, die nicht mehr wahrhaft ist, jede Beanstandung einzelner Punkte des apostolischen Glaubensbekenntnisses zu einem Angriff auf den „apostolischen Glauben" gestempelt hat.

D H

## Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 100 Rubel aus der reformirten Kirche in Moskau*; 288,20 Mk. aus der Diözese Gerstungen (davon 188,20 für die Notstandskommission in Berlin, 50 für Smyrna, 50 für Jerusalem); 100 aus der Schloßgemeinde in Köslin, 3. Sendung*; 56,50 aus der Parochie Cobbel bei Mühlwinkel*; 51,50 aus der Gemeinde Klitschdorf bei Bunzlau*; 50 aus der Schloßgemeinde in Köslin, 4. Sendung*; 33 aus der Markusgemeinde in Gießen; je 10 von W D, Lippstadt; C M, Berlin*; Tr in Oberrad; aus der Gemeinde Mülheim am



Rhein; 9,50 vom Evangelischen Kirchbauverein Herrensohr-Jägerfreude; 5 von N N, London*; 4,26 von G Sch, Kronstadt in Siebenbürgen*; 4 aus der Gemeinde Dalkau in Schlesien; 2 von N N in N; 1 von R, Haßlinghausen, Kreis Schwelm.

Für das Melanchthonhaus in Bretten: 10 Mk. von K M in Br.

Für das Kaiser-Wilhelm-Haus in Metz: 3 Mk. von W B, Dachsenhausen. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

**Zugleich wird ausgegeben Nr. 12 der „Chronik der Christlichen Welt"**



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Freunde der Christlichen Welt**
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. April fällt aus. 3. Mai: Die Wahrheit der christlichen Religion.

An der hiesigen St. Pauls-Kirche (Königl. Patr.) ist eins der Diakonate demnächst durch Gemeindewahl neu zu besetzen. Das Gehalt beträgt außer 1200 Mk. Wohnungsentschädigung je nach dem Dienstalter 2400 bis 5100 Mk. Meldungen sind baldigst bei dem Königl. Konsistorium der Provinz Brandenburg, Abteilung Berlin, einzureichen.

**Der Gemeinde-Kirchenrat von St. Paul**
Lic. Neveling, Pastor
Berlin, den 17. März 1897

Für Ostern wird ein Predigtamtskandidat gesucht als Lehrer an der hiesigen Privatschule. Gehalt 1500 Mk. Meldungen an den Unterzeichneten.

Altenweddingen, Bez. Magdeburg — **Herrmann,** Pastor

Meine Verlobung mit Fräulein **Judith Hertel**, ältesten Tochter des Herrn Professor Dr. Hertel hieselbst und seiner Frau Gemahlin Lucie, geb. Mahlecke, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.
Magdeburg, im März 1897
Professor D. **Wilhelm Bornemann**,
geistl. Inspektor am Kloster U. L. Fr.

**Cand. min. (Schlesier)**
sucht nach absolv. Lehrvikariat sofort Prädikantenstelle.
Anerbietungen unter **K L 15** durch die Exp. d. Chr. W. erbeten.

**Kleineres**
**Haushaltungs-Pensionat**
für junge Mädchen zur Ausbildung im Hauswesen. Christliche Hausordnung. Zimmer für Erholungsbedürftige. Industrieschule am Ort. Englisch, Französisch, Litteratur und Handarbeitsunterricht im Haus. Gesunde Gegend, schöner Garten. Eintritt jederzeit.
Frau Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld. Schwarzenberg im Erzgebirge.

**Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig**

**Zu Christus hin**
**Religiöse Geleitworte**
von
**D. M. Rade,**
Pfarrer in Frankfurt a. M.
1897. Kart. 2 Mk.

**Altarlichte,** vorzüglich brennend,

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Paar | 1 Pfd. | $1\frac{1}{2}$ Pfd. | 2 Pfd. | 4 Pfd. | 4 Pfd. | 5 Pfd. |
| lang | 48 cm | 52 cm | 57 cm | 63 cm | 67 cm | 71 cm |
| Preis | 2,50 | 3,75 | 5,— | 7,50 | 10,— | 12,50 |

**Abendmahlshostien,**
1000 Stück M. 1,25, Doppelhostien 1000 Stück M. 3,—, liefere in bester Qualität. Jede andere Größe wird auf Wunsch angefertigt. Bruchwachs und Enden kaufe ich mit 2 M. pr. Ko. zurück. Den **Osterbedarf** bitte ich recht bald aufgeben zu wollen.
Braunschweig, Steinweg 10 — **Johannes Neumeyer,** Buch- und Kunsthandlung

**Sonder-Abonnements**
auf die (wissenschaftliche)

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung,

**herausgegeben von Dr. Alfred Dove,**
nehmen alle deutschen und ausländischen Postämter an. (Reichspostliste Nr. 910.)

**Quartalpreis 4,50 Mk., in Wochenheften 5 Mk.**
Letztere Ausgabe ist auch durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Durch die Einrichtung des getrennten Abonnements für die altberühmte „Beilage" ist vielen Wünschen entsprochen worden. Dieselbe kann nunmehr als litterarisches Beiblatt zu politischen Zeitungen jeder Richtung gelten.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München



Vor kurzem ist erschienen:

# Deutschlands Seemacht sonst und jetzt

Nebst einem Ueberblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker
von
**Georg Wislicenus**
Kapitänleutnant a. D.

Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer

Fein kartonirt 10 Mark

Inhalt:
Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Völkergeschicke — Zweiter Abschnitt: Spuren deutscher Seemacht und deutscher Ohnmacht zur See — Dritter Abschnitt: Die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reichs — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte — Fünfter Abschnitt: Seekrieg und Küstenverteidigung — Sechster Abschnitt: Die Kreuzer — Siebenter Abschnitt: Friedensdienst der Kriegsflotte — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft

Erfreulich, außerordentlich erfreulich unter den mancherlei Trübsalen des heutigen politischen Lebens ist es, zu sehen, wie rasch das Verständnis für die Wichtigkeit einer großen Kriegsflotte in immer weitere Kreise dringt. Freilich, was hier auf dem Spiele steht, was alles gewonnen oder gar auf immer für uns verloren werden kann, das ist so ungeheuer groß und wichtig, daß jeder Vaterlandsfreund, wo immer er nur kann, mit allen Kräften für die gute Sache eintreten sollte. Einstweilen haben die Gegner nur alberne Behauptungen („uferlose Flottenpläne" u. dergl.) oder traurige Verdächtigungen entgegenzustellen und haben darin wohl überhaupt alles mögliche geleistet. Aber alle diese Verdrehungen werden durch Bekanntwerden der Wahrheit, der Thatsachen ein schnelles Ende finden. Ein Beitrag zur Steuer der Wahrheit, aus warmem Herzen gegeben, um dem Vaterlande und dem geliebten deutschen Volke zu dienen, ein Beitrag, wie er lange gewünscht ist, und der trefflich geeignet scheint, böswilliger Mythenbildung entgegenzutreten, liegt uns vor in dem soeben erschienenen Buche von Kapitänleutnant G. Wislicenus. Seiner schönen Ausstattung wegen eignet sich dies Buch vorzüglich zum Weihnachtsgeschenk für jedermann, unsre Reichsboten nicht ausgenommen. Willy Stöwers Meisterhand hat es mit Abbildungen trefflich geziert, und mit heller Freude sieht man, wie meisterhaft er die zuweilen recht schwierigen Formen unsrer Kriegsfahrzeuge zu malerischer Wirkung zwingt. (Deutsche Zeitung)

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow





**Zur Konfirmation!**
Soeben erschien:

# Durch Christus zum Vater!

Festpredigten
von
Friedrich Meyer,
Stadtpfarrer und Superintendent in Zwickau

**Preis geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.**

Leipzig — **Georg Wigand**



**Zur Konfirmation!**
empfehlen wir aus unserm Verlage und versenden portofrei:

**Waldtraut**
Nach der Chronik des Pfarrers von Hinrichshagen
Von M. Rüdiger
5. Auflage
**Eleg. geb. 3,60, brosch. 2,80 Mk.**

**Antworten auf Ungefragtes**
Ein Büchlein für meine jungen Freundinnen in und nach der Konfirmationszeit
Von M. Rüdiger,
Verf. von „Waldtraut"
**Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Mk.**

**Der Zauber des Südens**
Historischer Roman aus der Zeit Ottos des Großen
Von A. Kleedehn
**Brosch. 2,80, eleg. geb. 3,60 Mk.**

**Lebensworte**
Ein christliches Vergißmeinnicht in Spruch und Vers für jeden Tag des Jahres
Von G. Walter
**Eleg. kart. 80 Pfg. Geb. mit Goldschnitt 1,20 Mk.**

**Tägliche Andachten in Bibelworten**
— Umfang 384 Seiten —
**Brosch. 70 Pfg., geb. in Leinen 1 Mk., mit Goldschn. 1,20 Mk.**
Billigstes Andachtsbuch!

**Jesus Christus, unser Vorbild**
(Imago Christi)
Von
D. James Stalker
Autorisirte Uebersetzung
von W. Gast
**2 Auflage. Brosch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2,40 Mk.**

**Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses**
(Adr. Buchhändler A. Haarth)
Cöthen (Anhalt)



**Kirchengeräte**
stilgerecht und gediegen, zu mäßigen Preisen,
**Abendmahlshostien,**
beste Qualität, 1000 Stück 1,25 M.
**Altarlichte,**
à Pfund 2,40 M. empfiehlt:
**Heinrich Feesche,**
Buch- u. Kunsthandlg., Hannover



**Pianinos, Harmoniums,**
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
**Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.**
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück,
**Wilh. Rudolph, Giessen 162.**



**Zur Konfirmation!**
Wir empfehlen unser reichhaltiges Lager an:
**Konfirmationsscheinen**
(Probeblätter gratis u. franko!)
**Konfirmandenbüchlein**
(Auf Wunsch Ansichtssendung)
Soeben erschien unser
**Katalog**
**über die Predigtlitteratur**
(zweite bis zur Gegenwart vervollständigte Auflage). Zusendung desselben erfolgt **gratis und franko.**
**Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses**
(Adr.: Buchhändler A. Haarth)
Coethen (Anh.)



**Tuch u. Buckskin**
**Ueberzieher-, Cheviot-** und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
**Theodor Herrmann**
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig